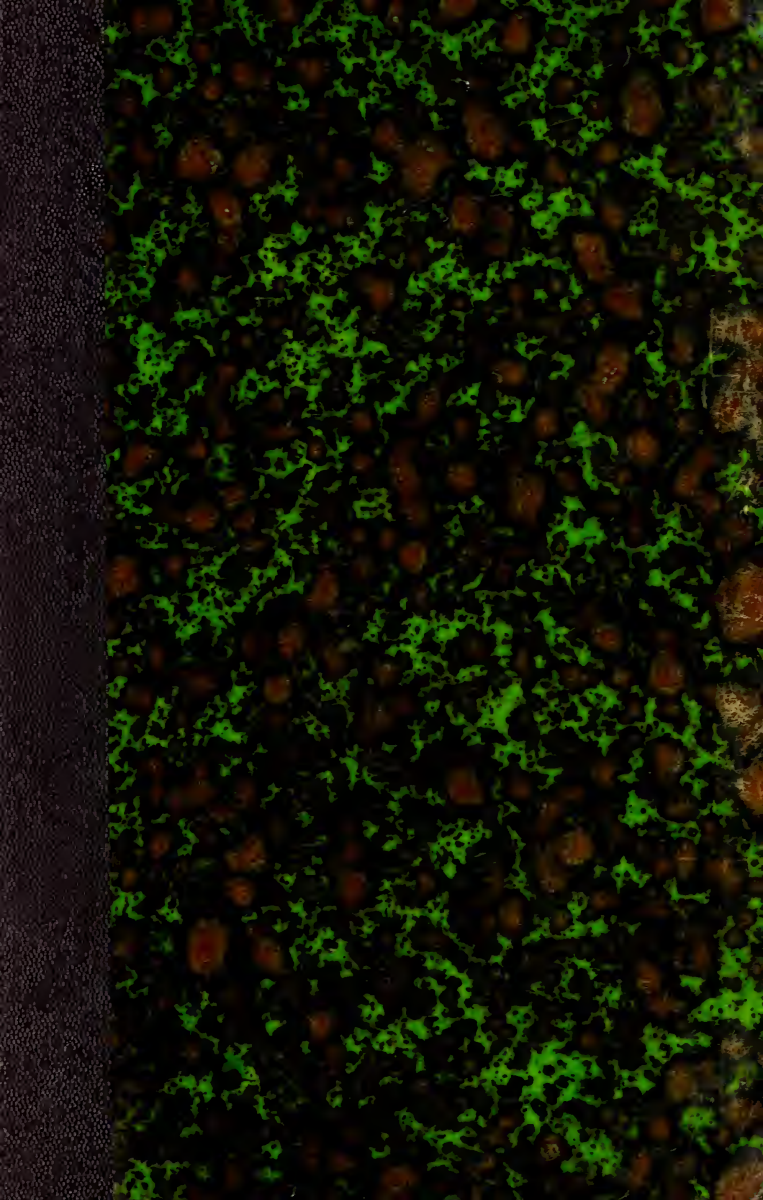

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/wackerefrauen11bibr

Wackere Frauen.

Erster Band.

Wackere Frauen.

Roman

von

Ernst Freiherrn von Wibra.

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1876.

RBR
Jantz
#1085
Bd. 1

Kapitel I.

Wie die kleine Malintzin sollte ums Leben gebracht werden, wie Tecapani sich in sie verliebte, von gewaltigen Zeichen am Himmel und anderen Vorbedeutungen.

In gewaltigen, riesenhaften Massen hob sich ein pyramidenähnliches Gebäude empor zum nächtlichen Himmel, und warf weithin über die Ebene seinen tiefdunklen Schatten.

Helles, klares Mondlicht begrenzte diesen Schatten, und fast dicht an demselben glänzte in bläulichem Schimmer ein See, auf dessen Oberfläche, ruhig und klar, das Spiegelbild des Mondes schwamm.

In weiterer Ferne aber zeigten sich, unregelmäßig vertheilt auf der monderhellten Fläche, größere und kleinere dunkle Stellen, Wald vielleicht, vielleicht Felsengruppen, oder Haufwerke menschlicher Wohnungen.

Bisweilen wurde die tiefe nächtliche Stille unterbrochen durch ein leises, geheimnißvolles Rauschen, wohl herrührend von einem leichten Hauche des Nachtwindes, der draußen, in der Ebene, mit den Bäumen flüsterte, oder dessen Fittige die gigantischen Formen des Bauwerkes streiften.

Jetzt aber vernahm man ein leichtes Geräusch, und sah aus dem Schatten, der weithin über der Landschaft lag, drei Personen hervorkommen, und stumm und schweigend sich dem Gebäude nähern.

Es war ein Mann, der voran ging, ihm folgte ein Kind, ein etwa zwölfjähriges Mädchen, und eine Frau machte den Schluß der drei Herankommenden.

Der Voranschreitende trug einen, am Halse mit einer Schließe befestigten Mantel von buntem Baumwollenzeuge, welcher mit manchfachen Trotteln und Fransen geziert war. Um die Hüften hatte er ein buntfarbiges Tuch geschlungen, und seine Füße waren mit Sandalen bekleidet, welche mit Bändern oberhalb der Knöchel befestigt waren.

Die Kleidung der Frau bestand aus einer Art von Hemde ohne Aermel, aber mit Stickerei und Fransen geziert. Sie trug zwei solcher Hemden übereinander, das obere kürzer als das untere, und unter diesem letztern einen einfarbigen, lichtblauen

Rock, welcher vom Gürtel bis auf die Knöchel reichte. Gleich dem Manne trug sie Sandalen; während aber der Mann das Haupthaar in Zöpfe geflochten hatte, flatterte das ihrige frei über die Schultern. Beide aber, der Mann so wie das Weib, hatten keinerlei Kopfbedeckung.

Das Mädchen war ganz ähnlich wie die Frau gekleidet, ersichtlich aber war ihr Anzug von feinerem Stoffe, und sorgfältiger gearbeitet.

Ohne ein Wort zu wechseln waren die nächtlichen Wanderer fast bis zum Fuße des Gebäudes gelangt.

Der gigantische Bau glich, wie schon erwähnt, einer Pyramide, das letzte Drittel desselben fehlte aber, und war durch ein Plateau ersetzt, auf welchem, wie es schien, kleinere Gebäude errichtet waren, und das eine Art von Brustwehr umgab.

Man gelangte zu diesem Plateau über eine Anzahl von Terrassen, deren fünf bis sechs Klafter hohe Wände schief anstiegen, und deren Platform vier oder fünf Schritte Breite hatte. Die Verbindung dieser Terrassen unter sich aber war hergestellt durch schmale, steile Steintreppen mit fast unverhältnißmäßig hohen Stufen.

So helle aber auch die Strahlen des Mondes den kiesigen Boden rings umher beleuchteten, so

ertheilten sie der Pyramide selbst doch nur einen matten, grauen, fast unheimlichen Ton, und nur die schmalen, wohl aus hellerem Gesteine gearbeiteten, aufwärts führenden Treppen traten lichter hervor.

Am Fuße der untersten Treppe angelangt blieb der Mann stehen.

„Hinauf!“ sagte die Frau.

Der Mann schien zu zögern, das kleine Mädchen aber schauerte ersichtlich, und warf einen bebenden, angstvollen Blick auf die Frau.

„Hinauf!“ gebot jetzt diese mit herrischem Tone zum zweiten Male.

Aufwärts steigend gehorchte der Mann, und das Kind folgte ihm, indem es mit Mühe die Stufen erkletterte, während die Frau sich dicht hinter ihm hielt, vielleicht um es zu schützen, wenn es straucheln sollte, vielleicht um seine etwaige Flucht zu verhindern.

Das Keuchen des Kindes, dessen mächtige Erschöpfung andeutend, veranlaßte sie jetzt, ihm eine kurze Rast zu gönnen, bald aber befahl sie ihm wieder weiter aufwärts zu klimmen. Als sie aber etwa ein Drittel der Höhe der Pyramide erreicht hatten, schien sie nicht weiter aufwärts steigen zu wollen, sondern schritt jetzt, ihren beiden Begleitern

vorangehend, auf der Platform der Terrasse gegen Rechts hin weiter.

Dann machte sie Halt.

„Hier!“ sagte sie.

Es lag ein Todesurtheil in dem Tone, mit welchem sie dieses einzige Wort aussprach, und kaum hätte sie nöthig gehabt, abwärts zeigend, hinzuzusetzen:

„Und dann, da hinunter!“

Das kleine Mädchen hob flehend die gefalteten Hände empor zu der Frau.

Der Fuß der Pyramide grenzte hier an eine tiefe Schlucht, an einen Abgrund, der schwarz und unheimlich sich zu den Füßen der Hinabblickenden öffnete.

Hier, und dann, da hinunter!

Die Frau zog jetzt ein Messer aus ihrem Gewande, ein Messer mit etwa spannenlanger, scharf gekrümmter Klinge aus einem Metalle, welches goldgelb glänzte, während der Griff aus einem einzigen grünen Steine gefertigt und mit in denselben geschnittenen Figuren versehen war.

„Das ist Dein Erbtheil!“ sagte die Frau mit furchtbarem Lächeln, indem sie die Hand nach dem Kinde ausstreckte, welches jetzt aber nicht mehr, Erbarmen suchend, die Hände zu ihr aufhob, sondern,

die Arme auf der Brust gekreuzt, mit gesenktem Haupte und in sein Schicksal ergeben vor ihr stand. Der Mann indessen, welcher, wie es schien, bisher nur widerstrebend sich in den Willen des Weibes gefügt, hatte jetzt offenbar einen Entschluß gefaßt.

Er hielt schirmend seinen Arm vor die Bedrohte und sagte:

„Ixtolochtila! lasse das arme Ding leben!“

„Fürchtest Du Dich vor diesem Gewürme?“ erwiderte spöttisch die Frau mit dem reizenden Namen Ixtolochtila.

„Nein,“ versetzte der Mann, „aber ich fürchte Teotel, den unsichtbaren Gott, der alle unsere Handlungen sieht und richtet.“

„Und ich,“ rief das Weib mit grimmigem Tone, „ich fürchte Mexitli, den Gewaltigen, auf dessen Tempel wir stehen, und dem ich das Herz dieses Kindes zu opfern geschworen habe.“

„Blinder Haß treibt Dich,“ sagte der Mann, „nicht Dein Schwur.“

Ixtolochtila wandte sich von dem Mädchen und rief mit Heftigkeit gegen den Mann gewendet:

„Ja, Huitzili, ich hasse dieses Kind, weil ich seine Mutter hasse, und wenn sie, die Verruchte, das nicht wissen sollte, so weißt Du desto sicherer den Grund.“

Huitzili versetzte, mit einem leichten spöttischen Anfluge:

„Und weil Du sie hassest, beeilst Du Dich ihren Befehl zu vollstrecken, und dieses Kind zu tödten?“

Die Frau blickte düster nach ihrem Gatten, gab indessen keine Antwort, und dieser fuhr fort:

„Statt sie zu kränken, erzeigst Du ihr einen Dienst, aber bleibt dieses arme Geschöpf am Leben, so ist es leicht möglich, daß ihre Pläne gekreuzt werden.“

Ixtolochtila schien unentschlossen zu werden, zu überlegen, und ihr Mann faßte jetzt nach dem Messer, welches sie stets noch in der Hand hielt.

„Gieb das Messer,“ sagte er, „und lasse die Kleine leben.“

Es entstand ein leichtes Ringen, und der Dolch fiel auf die Erde. Da beugte sich das Mädchen rasch nieder und reichte ihn der Frau.

Diese blickte jetzt mit weit geöffneten Augen auf das Kind.

„Mir giebst Du dieses Messer,“ sagte sie, „mir?“

„Es ist ja Dir entfallen,“ versetzte die Kleine, „da mußte ich Dir ja wohl auch es wieder geben.“

Die Frau hob unwillkürlich beide Hände, ver-

wundert, überrascht, und wohl schon halb versöhnt. Dann sagte sie:

„Ah, Kind, Du bist nicht wie Deine Mutter, die Dich zu erwürgen befahl, Du bist geduldig wie ein Lamm, und gutherzig.“

„O schmäht meine Mutter nicht, gute Frau,“ rief die Kleine bittend.

Ixtolochtila blickte zur Erde und sagte murmelnd:

„Ich bin keine gute Frau, wahrhaftig, ich bin keine gute Frau, aber Dir, Kind, soll deßhalb doch kein Haar gekrümmt werden. Laßt uns gehen!“

Huitzili, ihr Gemahl, aber versetzte ernsthaft und ohne eine Miene zu verziehen:

„Es ist Alles wie Du sagst, und was Du sagtest, das soll geschehen.“

Gab es schon Ironie bei diesen Leuten, welche nur einen Mantel aus Baumwolle, ein Tuch um die Hüften, und Sandalen trugen? Und sollte deßhalb der Mann so rasch Alles bejaht haben, was seine Frau gesprochen?

Wir wissen das nicht, denn die ersten Entdecker, oder Eroberer des Landes, von dem wir sprechen, hatten mehr zu thun als nach dergleichen Dingen zu forschen.

Dieses Land aber war Mexiko.

Die Scene, welche wir zu beschreiben suchten,

spielte auf den Terrassen eines Tempels, ohnweit der mexikanischen Ortschaft Xicalango.

Die Zeit aber war das Jahr 1513, mithin etwa fünf Jahre vorher, ehe die Spanier ins Land kamen.

Tief unten in der Schlucht, am Fuße des Tempels erscholl jetzt ein dumpfes Brüllen, wahrscheinlich die Stimme eines weißgefleckten Tigers, welche zu jener Zeit, eben so wie Wölfe und Schakale, häufig in Mexiko waren.

Es war in Mexiko gebräuchlich, wenn man Menschen opferte, das Herz den Göttern darzubringen, und, da man mit Vorliebe Menschenfleisch speiste, dann den größten Theil des Opfers zu verzehren, jene Theile aber, welche in der Küche keine Verwendung fanden, den wilden Thieren zu überlassen.

Die Schlucht, in welche die Kleine geworfen werden sollte, wenn man sie auf der Terrasse des Tempels getödtet haben würde, war bestimmt zur Aufnahme jener unbrauchbaren Reste, und als Ixtolochtila das Brüllen des Raubthieres in der Tiefe hörte, schauderte sie, sie, die wenige Minuten vorher die hülflose Kleine hinabschleudern wollte.

„Er kann Dir Nichts anhaben, kleine Malintzin,“

sagte sie, das Kind tröstend, „sei außer Sorge, er kann nicht herauf zu uns.“

Und dann geleitete sie die Kleine sorgsam die Stufen abwärts, worauf man den Weg nach der oben genannten Ortschaft Xicalango einschlug, woselbst die beiden kinderlosen Eheleute lebten.

Sie hatten den Göttern ein Opfer entzogen, und großmüthig schenkten ihnen diese dafür nun ein Kind.

Da aber die Rathschlüsse der Götter häufig außerordentlich unerforschlich sind, so sollten sich die Beschenkten nicht lange dieser Gabe erfreuen.

Trotz der abscheulichen Gewohnheit Menschen zu opfern und zu essen, und einigen anderen ebenfalls wenig lobenswürdigen Liebhabereien der alten Mexikaner, fanden die Spanier bei denselben doch eine Kultur, welche dieselben in Erstaunen setzte.

Fast in allen, nur halbweg größeren Ortschaften waren die Häuser aus Steinen erbaut, und standen auf terrassenförmigen Erhöhungen, und der Anstrich derselben war so reinlich und glänzend, daß die Soldaten des Cortez einmal denselben für Silber hielten. Das Hausgeräthe war zierlich, bequem, und namentlich herrschte ein bedeutender Luxus in gestickten Teppichen und kunstreich geflochtenen

Matten. Die trefflich angelegten Gärten lieferten eine Menge der herrlichsten Obstsorten, und eben so herrschte ein Ueberfluß an Geflügel der verschiedensten Art, und an Wild.

Daß die Mexikaner leidenschaftlich gerne fette Hunde genossen, muß als Geschmackssache bezeichnet werden.

Die Bewohner von Ländern, welche, angeblich mit Vergnügen, Stallhasen verzehren, weil fortgeschrittene Kultur, und das Jagdgesetze, den Feldhasen nahezu ausgerottet hat, haben wenigstens nicht das Recht ihnen deßhalb Vorwürfe zu machen.

Acht Tage nachher, nachdem die kleine Malintzin in das Haus ihrer neuen Pflegeeltern aufgenommen worden war, sah ihr Pflegevater ihr wohlgefällig zu, wie sie eben im Garten beschäftigt war, Obst und Küchenkräuter zu sammeln, und dieselben in das Haus zu bringen, als sie plötzlich, bereits auf der vorletzten Terrasse angelangt, sich hastig auf die Erde niederwarf.

Was mochte das sein?

Sicher keine kindische Laune. Die Kleine war zu verständig und zu willig, um ihre Arbeit auf solche Weise, und ohne irgend einen Grund, zu unterbrechen, auch sah man an ihrem ganzen Benehmen, daß sie sich zu verbergen strebte.

Huitzili ließ seine Blicke über die Straße gleiten, und bemerkte in einiger Entfernung zwei Männer, welche spähend umherblickten, und endlich sein Haus ins Auge zu fassen schienen.

Dann näherten sie sich demselben, machten Halt und schienen sich zu berathen, worauf sie eine andere Richtung einschlugen, indessen nicht ohne mehrmals rückwärts zu blicken.

Kaum bestand ein Zweifel, daß die beiden, ihm vollständig unbekannten Männer sich mit ihm, oder seinem Eigenthume beschäftigt hatten, und er sann, was das wohl zu bedeuten habe.

Bald aber klärte ihn die kleine Malintzin auf. Ohne selbst gesehen zu werden, hatte sie die Fremden im Auge behalten, und jetzt, nachdem sie gegangen, schlüpfte sie ins Haus und warf sich schluchzend in die Arme ihres Beschützers.

Es waren zwei Diener ihrer Mutter, „und", rief die Kleine, „sie kommen mich zu holen!"

Huitzili wußte genug, sie kamen sie zu tödten, und wohl war das auch dem Kinde klar, aber es wollte nicht schlimm von seiner Mutter sprechen.

Er selbst und sein Weib hatte mit kaum mißzuverstehenden Worten den Auftrag erhalten, das Kind aus dem Wege zu schaffen, man hatte ihnen das Messer mit dem Griffe aus grünem Steine

gegeben, mit dem Bedeuten, daß dies der Kleinen Erbtheil sei, und auch noch andere wenig unklare Winke waren gegeben worden. Nun aber sendete man Kundschafter, um zu erfahren, ob diese Winke verstanden, ob die angedeuteten Wünsche erfüllt worden, ja es war möglich, daß schon Kunde in die Heimath der Kleinen gedrungen, daß dies nicht geschehen.

Man hatte aber in dieser Heimath eine starke Hand, und einen langen Arm!

Huitzili war nicht der Mann, welcher sich allzulange besann, und eben so wenig zögerte er lange mit der Ausführung seiner Entschlüsse. Er warf einen Blick auf ein langes und scharfes Messer, welches oberhalb seinem Lager hing, und dann ging er, sich mit seinem Weibe zu besprechen. — —

Der Mond, der vor einer Woche noch ein klares und glänzendes Licht auf die Erde geworfen hatte, war bereits fast zur Sichel geworden, und verbreitete nur eine zweifelhafte Helle; trotzdem aber suchten die drei Personen, welche nach Anbruch der Nacht sich durch die Ortschaft schlichen, den Schatten auf, den die Häuser und die zwischen ihnen stehenden Baumgruppen warfen, und versäumten dabei nicht, sich sorgfältig umzusehen, ob man sie bemerke, oder ihnen vielleicht folge.

Als sie die Ortschaft hinter sich hatten, schlugen sie den Weg zu dem, uns bereits bekannten Tempel ein, und verschwanden bei der herrschenden Düsterheit auf den aufwärts führenden Terrassen desselben. Kaum aber bedarf es einer Erwähnung, daß diese Drei die kleine Malintzin und ihre beiden sogenannten Beschützer waren.

Ziemlich frühe am andern Morgen erschienen die beiden Fremden im Hause Huitzili's, und begannen, schlau, wie des Indianer Art, mit allerlei verblümten Reden nach der kleinen Malintzin zu fragen, und der Hausherr gab sich eine Zeit lang den Anschein als verstehe er sie nicht.

Endlich aber sagte er:

„Spart Eure listigen Worte, und sagt Denen, die Euch senden, daß ihr Befehl erfüllt wurde."

Die Fremden zögerten mit der Antwort, dann aber sagte Einer von ihnen:

„Gut! Aber ein Mann aus Eurer Gegend erzählte uns, daß Ihr ein kleines Mädchen im Hause hättet. Wir möchten das Kind wohl einmal sehen."

Huitzili lachte:

„Das war meines Weibes Schwesterkind, welches uns auf ein paar Tage zur Last fiel, glücklicher Weise aber ging es schon gestern Morgen wieder."

Die Fremden warfen sich Blicke zu, gaben aber keine Antwort, und jetzt schienen Zweifel in Huitzili aufzusteigen. Er blickte düster nach den beiden Männern und sagte dann mit unsicherer Stimme:

„Wenn Die, welche Euch zu mir schicken, jetzt den mir gegebenen Befehl bereuen, so ist es zu spät, und nicht meine Schuld. Denn wisset, der Geist der kleinen Malintzin ist bei den Göttern, ihr zerschmetterter Körper aber wurde in der Tigerschlucht eine Speise der wilden Thiere."

Dann hob er eine Matte von der Wand des Gemaches und zog das gestickte Obergewand Malintzin's hervor.

Aber dieses Gewand war von einem Messerstiche durchbohrt und mit Blut getränkt, und die Hand Huitzili's zitterte, als er es den Männern hinreichte.

Huitzili war kein böser Mensch!

Die beiden Fremden aber wurden sehr heiter und fröhlich, sie ertheilten ihm Lobsprüche, nahmen das blutbefleckte Kleid an sich, und verließen das Haus und die Ortschaft.

Huitzili war wirklich kein böser Mensch, er folgte einfach dem Drange der Nothwendigkeit, und um unlieben Irrungen vorzubeugen, wollen wir, selbst auf Kosten der so beliebten und häufig ver-

langten „Spannung“, gestehen, daß die kleine Malintzin sich wohlbehalten auf der Platform des Tempels befand.

Der wackere Huitzili und seine Frau, welche mit Recht das Kind bei sich nicht mehr für sicher hielten, hatten es in der Nacht dorthin zu einem alten, ihnen befreundeten Priester gebracht, welcher es zu schützen und zu bergen versprach, bis die Gelegenheit günstig erschien, es zu entfernt wohnenden Freunden, in eine andere Gegend zu bringen. —

Nach den Schilderungen der alten spanischen Schriftsteller war schon zu Zeiten der Entdeckung von Mexiko Tabasko eine bedeutende Stadt.

Sie lag am Tabasko-Flusse, den aber die Spanier jenesmal, nach seinem ersten Entdecker Grijalva, den Grijalva-Strom nannten. Sie besaß mehrfache bedeutende Tempel, große und schöne Privatgebäude, reizende Gärten, und vor Allem scheinen, so wie später auch in Mexiko, die öffentlichen Märkte auf die Spanier einen imponirenden Eindruck gemacht zu haben.

Alle erdenklichen Gegenstände wurden hier an gesonderten Stellen verkauft:

Gold, Juwelen und anderer Schmuck, Waffen, fertige Kleider für Männer und Frauen und Stoffe. Eine reichliche Auswahl von Wild und Geflügel,

Gemüse und Früchte, geistige Getränke, und endlich Baumaterial der verschiedensten Art.

Fast sechs Jahre später, nachdem wir unsere kleine Malintzin, unter der Obhut des Priesters in Xicalango, verlassen haben, finden wir sie in diesem Tabasko wieder.

Sie war in einem Gemache eines nicht sehr großen, aber freundlichen und reinlich gehaltenen Hauses, beschäftigt, Federn von Enten, Gänsen und Hühnern zu färben, um hierauf aus denselben Federschmuck zu verfertigen, zu welcher Arbeit sie viel Geschick besaß, und eine alte Frau ging ihr dabei an die Hand.

Aus dem kleinen Mädchen aber war eine wunderhübsche Jungfrau geworden, welche, nach dem Berichte ihrer Zeitgenossen, eine fast weiße Gesichtsfarbe hatte, so daß sie eher für eine Europäerin gehalten werden konnte, als für eine Tochter Mexiko's.

Ihr Verhältniß zu der Alten, welche man Chimala nannte, schien eine Mittelstufe zwischen Pflegetochter und Dienerin zu sein, und da den Pflegemüttern und Herrinnen das Recht zusteht, ihre Untergebenen je nach dem Bedürfnisse ihres Herzens mehr oder weniger zu maßregeln, so schien

Chimala heute von diesem Rechte Gebrauch machen zu wollen.

Sie tadelte die Arbeit des jungen Mädchens, nahm ihr die bereits fertigen Federn aus der Hand, um sie nochmals in die Farbe zu tauchen, und erklärte andere, halbgefärbte für vollendet.

Dann warf sie, scheltende Worte murmelnd, die Werkzeuge und Geräthschaften polternd durcheinander, kurz, sie war heute verdrießlich, und schlimm aufgelegt, während sie sich sonst meist gütig und freundlich gegen Malintzin benahm.

Ganz der Art und Weise solcher Stimmung war es angemessen, daß sie dieselbe jetzt Malintzin vorwarf, indem sie sagte:

„Du bist heute widerwärtig und verdrossen, hast zu Nichts Lust und Freude, und bist ganz verändert gegen sonst. Sage, weßhalb.“

Malintzin leugnete, und sagte, daß sie keinen Grund wisse, weßhalb sie sich verändert haben sollte.

„Aber ich weiß ihn,“ rief die Alte zornig, „Tecapani! weißt Du es nun!“

Malintzin erröthete leicht, die Alte aber schleuderte ein Bund gefärbter Federn auf die Erde, und verließ das Gemach, indem sie deutlich genug sagte:

„Sie sollte sich glücklich preisen! Er, der schönste Mann in der Stadt, und sie — die Bettelprinzessin!“

Durchschnittlich zerdrücken bei ähnlichen Vorgängen, die Opfer eine Thräne im Auge, Malintzin aber unterließ dies.

Sie hob die Federn von der Erde auf, reinigte sie sorgfältig vom Staube, und setzte hierauf unverdrossen ihre Arbeit fort.

Sehen wir aber jetzt, wer Tecapani, welcher der schönste Mann in Tabasko war.

Der Liebhaber Malintzin's, aber nicht der Geliebte, und nicht der schönste Mann in der Stadt, sondern ein ziemlich häßlicher Jüngling, der aber der Sohn Chimala's war, und vor Kurzem, nach einem längeren Aufenthalte im nördlichen Theile des Landes, in das mütterliche Haus zurückgekehrt, sich in Malintzin verliebte.

Das war der Grund, weßhalb diese letztere keine Federn mehr färben konnte, die Matten an den Wänden nicht gehörig reinigte, in der Küche entweder zu wenig oder zu viel Chil*) den Speisen zusetzte, kurz, mit dem besten Willen von der Welt

*) Chil, eine Pfefferart, mit der man in Mexiko fast alle Speisen würzte.

der erbosten Chimala Nichts mehr recht machen konnte.

Dieser ihr Aerger war aber ein zweiköpfiger.

Einmal war sie aufgebracht, daß ihr Sohn Malintzin mit günstigen Augen ansah, auf der andern Seite aber verdroß es sie wieder, daß diese dessen Neigung nicht erwiderte.

Sie beschloß daher, ihrem Lieblinge Aufklärungen bezüglich Malintzin's zu machen, und wenn er, in Folge derselben, sich zurückgezogen haben würde, dem Mädchen das Leben nach Kräften sauer zu machen, und da man gute Vorsätze nicht lange aufschieben soll, so wollte sie noch an demselben Abende an das Werk gehen.

Es war eine wundervolle Nacht.

Einer der Marktplätze, in dessen Nähe das Haus Chimala's lag, erglänzte im Mondlichte wie geglättetes Silber, majestätisch rauschten die, dem Meere zuziehenden Wogen des mächtigen Tabasko-Stromes, und aus den zwischen den Häusern der Stadt gelegenen Gärten trug der Hauch des Nachtwindes von Zeit zu Zeit süß duftende Grüße der Blumen zu der Terrasse des Hauses, auf welcher die beiden Frauen, Baumwolle spinnend saßen, während Tecapani ihnen zusah, und sich von dem Müßig-

gange erholte, welchem er des Tages über obgelegen hatte.

Einen heiligen Frieden hatten die Götter ausgegossen über Tabasko, und Chimala sagte jetzt:

„Packe Dich, Du faules Ding, und schlafe auf Deinem Lager, statt hier, beim Spinnen. Schämst Du Dich nicht, solchen ungleichen und knotigen Faden zu spinnen.“

Sie nahm ihr heftig die Spindel aus der Hand, zerrte hastig und zerreißend an dem aufgespulten Faden, und schleuderte sie dann von sich, Malintzin aber nahm sie schweigend auf, und verließ die Terrasse, indem sie sich in das Haus begab.

„Aber Mutter,“ sagte Tecapani, „sie hat ja keinen Augenblick geschlafen, und der Faden, den sie spann, und den Du zerrissest, war ja ganz prächtig.“

„Natürlich,“ versetzte Chimala, „die einfältige und boshafte Dirne hat Recht, und ich, Deine Mutter, Unrecht! Und Du bist berufen sie zu vertheidigen, versteht sich, weil Du einfältig genug bist sie zu lieben, während sie Nichts von Dir wissen will, und Dich verspottet!“

„Ich gestehe, daß sie mir wohlgefällt,“ erwiderte der junge Mann, „verspottet aber — —“

Seine Mutter ließ ihn nicht enden:

„Und Du weißt nicht einmal, wer sie ist, und während der zwei Monden, die Du jetzt wieder in der Heimath zubringst, hast Du nicht einmal danach gefragt.“

Tecapani wollte etwas erwidern, Chimala aber stand auf, schloß geräuschvoll die Thüre des Hauses, und sagte, zurückgekehrt:

„Sicher hat sie nicht vergessen, was ich Dir erzählen will, dennoch aber braucht sie nicht zu hören, was wir zusammen sprechen. Gieb also wohl Acht!

„Weit von hier, in der Stadt Pinala, acht Stunden von Guacasualko, herrschten ihre Eltern als Kaziken, und zu ihrem Gebiete gehörten, neben Pinala, noch eine Menge anderer Ortschaften. Sie war indessen noch ein ganz kleines Kind, als ihr Vater starb, ihre Mutter heirathete einen andern, jungen Kaziken, und gebar bald darauf diesem einen Sohn, und da sie diesem nach ihrem Tode die Herrschaft lieber gönnte, als dieser widerwärtigen Malintzin, so beschloß sie, mit Uebereinstimmung ihres zweiten Gemahls, dieselbe bei Seite zu schaffen.“

„Das war abscheulich!“ rief Tecapani.

„Laß mich aussprechen,“ sagte seine Mutter ärgerlich. „Da aber eben die Tochter einer ihrer Sklavinnen gestorben war, so verbreiteten sie das

Gerüchte, Malintzin sei plötzlich verschieden, begruben die Leiche des Sklavenkindes als die ihrer Tochter, diese aber gaben sie einem gewissen Huitzili in Xicalango, dessen Frau früher in ihren Diensten stand, und befahlen ihm dieselbe zu tödten.

Tecapani machte eine unruhige Bewegung, seine Mutter aber fuhr fort:

„Das kleine, jenesmal etwa zwölf Jahre alte boshafte Gewürm wußte indessen ohne Zweifel den einfältigen Huitzili mit allerlei Lügen zu berücken, und er ließ sie leben. Ohne Zweifel aber erhielt man in Pinala Nachricht hiervon, und da Huitzili seinen Schützling nicht mehr für sicher bei sich hielt, so versteckte er das Kind eine Zeit hindurch, und brachte es später hierher, nach Tabasko.

„Ihr heuchlerisches Wesen aber bestach mich, vor vielleicht anderthalb Jahren, sie zu mir zu nehmen, und der Dank ist nun, daß sie meine alten Tage verbittert."

„Das soll nicht geschehen," sagte Tecapani.

Seine Mutter warf ihm einen flüchtigen, forschenden Blick zu, und sagte dann:

„Der Weg nach Pinala ist weit, aber es wird ein Bote zu finden sein, der den Kaziken-Leuten dort erzählen kann, wo sie ihre Tochter treffen können, wenn sie ihrer bedürfen."

Ohne Zweifel errieth Tecapani vollständig den Sinn dieser Worte, er erwiderte indessen mit gleichgültigem Tone.

„Deßhalb also ist sie so hochmüthig! Im Uebrigen aber kannst Du sicher sein, Mutter, daß ich mit einem Bettelmädchen Nichts zu schaffen haben will."

Die Alte nickte schweigend mit dem Haupte, und nahm sich vor zu prüfen, ob er die Wahrheit gesprochen, in dem Gehirne ihres Sohnes aber kreuzten sich manchfache Gedanken.

Zum Beispiele, daß es nicht übel wäre Kazike von Pinala zu werden, daß er seine Frau Mutter ein wenig hinter das Licht führen, und auf der andern Seite die Gunst Malintzin's erwerben müsse.

Vorläufig war da freilich nöthig, auf zwei Schultern zu tragen.

Für was aber haben überhaupt die Götter dem Menschen zwei Schultern gegeben, wenn er dieselben nicht dann und wann zur Aufbesserung seiner Verhältnisse gebrauchen soll!

Offenbar gelang aber dem jungen Mann die Ausführung, wenigstens eines Theiles seines Planes.

Seine Mutter gewann allmälig die Ueberzeugung, daß Malintzin ihm gleichgültig geworden, und um sie hierin zu bestärken, vermied er es scheinbar, allein mit dem jungen Mädchen zu sein, da er

aber, war dies bisweilen dennoch der Fall, gegen Malintzin nicht in dem Grade zudringlich als vorher war, so benahm sich diese nun auch weniger abstoßend gegen ihn, und Tecapani begann, wenn gleich noch vorläufig, unbestimmte Hoffnungen zu fassen.

In Folge dessen begannen sich die häuslichen Verhältnisse günstiger, friedlicher zu gestalten, Malintzin wurde wieder mehr als Pflegetochter, denn als Magd, oder Sklavin, behandelt, es wurde ihr stillschweigend wie früher gestattet, Theil zu nehmen an den Gesprächen zwischen Mutter und Sohn, und während die erstere Malintzin allmälig verzieh, daß sie ihren Sohn zurückgewiesen hatte, träumte dieser von dem Besitze der reizenden Kaziken-Tochter, und von seinem Einzuge als Herrscher in Pinala.

In hohem Grade aufgeregt trat er aber eines Tages zu den beiden Frauen, und theilte ihnen Gerüchte mit, welche er in der Stadt vernommen hatte.

Fremde, wunderbare und gewaltige Männer, sollten sich, von Sonnenaufgang her, dem Lande nähern, und während die Meinungen getheilt waren über den Zweck ihres Kommens, so war das auch der Fall über die Art und Weise, wie man die Fremdlinge empfangen sollte.

Malintzin horchte hoch auf, und als man ihre Aufregung bemerkte, und sie deßhalb befragte, sagte sie:

„Fast genau dasselbe hörte ich schon, als ich noch ein kleines Mädchen war.

„Bei Deiner Mutter?“ sagte Chimala.

„Nein,“ versetzte Malintzin, „bei einem alten Priester, bei welchem ich längere Zeit verborgen lebte, ehe Huitzili mich hierher nach Tabasko brachte.“

Tecapani forderte sie auf zu erzählen, und sie that das mit folgenden Worten:

„Mein ganzer Aufenthalt bei jenem guten Alten war eigentlich ein fortwährendes Lernen.

„Er lehrte mich die Götter kennen, und zeigte mir ihre Bilder, aber er sprach auch von dem unsichtbaren Gotte, Teote, der hoch oben, über den Sternen, throne, und dennoch die Geschicke der Menschen lenke.

„Dann sprach er von diesen Sternen und von der Sonne und vom Monde, welchen Teote befohlen habe die Erde zu erwärmen und zu erleuchten zum Wohle der Menschen.

„Aber auch von diesen erzählte er mir Mancherlei. Daß das ganze Land zum Beispiele, so weit wir es kennen, von verschiedenen Völkern bewohnt sei, daß der mächtigste König aber Montezuma sei, der in der großen Stadt Mexiko wohne, und

fast fortwährend Krieg führe mit den andern Völkerschaften.

„In künstlichen Bildern zeigte er mir das Aussehen der Bewohner dieser verschiedenen Völker, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Waffen und Kleidung, und da er fand, daß ich leicht fremde Worte im Gedächtnisse behielt, lehrte er mir mancherlei aus ihren Sprachen, was mir immer ganz besonders Vergnügen bereitete.

„Der alte Priester aber kannte nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit und die Zukunft, und das ist es, von dem ich vorher sprach.

„Einer der Götter, welche in den Tempeln wohnen, und welchen man große Verehrung erzeigte, verkündigte den Kaziken, daß einstens aus weit entfernten Ländern, von Sonnenaufgang her, tapfere und mit gewaltigen Kräften ausgerüstete Männer kommen, und alle Völker hier im Lande bekriegen, unterjochen und beherrschen würden, und es war meinem greisen Lehrer bekannt, daß schon vor fast zehn Jahren der große und mächtige Montezuma durch Ahndungen und Vorbedeutungen in Angst und Schrecken gesetzt wurde.

„Auch er hatte von den Verkündigungen des Gottes im Tempel gehört, daß nämlich ein fremdes Volk

erscheinen sollte, und allerlei Anzeichen schienen ihm das Ende seiner Herrschaft zu verkünden.

„Er hatte Unglück in verschiedenen Kriegen, und das besonders in dem Zuge gegen die ferne Provinz Almatla.

„Ein gewaltiger brennender Stern, mit feurigem Schweife, zeigte sich am Himmel.

„Endlich aber starb eine mexikanische Prinzessin, erwachte aber wieder von den Todten, und erzählte ein Traumgesicht, oder eine Erscheinung, welche ebenfalls das Kommen fremder Männer verkündete."

Malintzin schwieg, und Chimala sagte:

„Freilich erzählt man sich, daß ein Volk immer von einem andern besiegt und vernichtet, und von der Erde vertilgt wird, und so sind auch die Riesen, welche vor unserem Volke das Land bewohnten, von der Erde vertilgt worden. Mögen uns die Götter beschützen.*)

*) Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß die von Malintzin erzählten Sagen wirklich von den Spaniern angetroffen wurden. Was das Riesengeschlecht betrifft, so brachten die Tlaskalteken Cordez Knochen, welche von diesen Riesen herrühren sollten, und von den Spaniern auch wirklich für Reste eines Riesenstammes gehalten und nach Spanien gesendet wurden. Es waren ohne Zweifel Knochen des Mammuth, oder eines andern urweltlichen Thieres. B.

Kapitel II.

Von der Entdeckung Amerika's überhaupt, und von der Eroberung Mexiko's durch den großen Feldherrn Cortez, ferner von einer großen Schlacht, so die Spanischen gewannen, und wie Malintzin dem Cortez als ein Präsent verehrt, gekauft, und Donna Marina genannt worden ist.

Der geehrte und gütige Leser entschuldige, wenn wir versuchen ihm in dem Folgenden, in gedrängter Kürze, eine Uebersicht der Eroberung Mexiko's in das Gedächtniß zurück zu rufen.

Aber die Geschichte dieser Eroberung ist mit den fragmentarischen Ereignissen aus dem Leben unserer Heldin, welche wir erzählen wollen, so enge verknüpft, daß durch diese Zusammenstellung spätere langwierige Erörterungen zum größten Theile gespart werden.

Beginnen wir also.

Am 12. October 1492 entdeckte Cristoforo Columbo Amerika, indem er die Küste von San-Salvador, dem Guanahani der Eingeborenen, betrat.

Am 28. October desselben Jahres entdeckte er Cuba.

Im Jahre 1511 wurde von Diego Columbo dem Diego Velasquez die vollständige Eroberung von Cuba aufgetragen, von diesem in's Werk gesetzt, und bis zu seinem 1524 erfolgten Tode blieb Velasquez der Gouverneur der Insel.

Im Jahre 1517 unternahm, von Cuba aus, der Colonist Ferandez Cordova, durch Velasquez begünstigt, eine Entdeckungsreise gegen Westen, entdeckte Anfang März die Halbinsel Yukatan, wurde indessen von den Eingeborenen nicht zum Besten empfangen. Schlimmer noch später auf Campeche, wo fast alle seine Leute getödet wurden, und er selbst, nach Cuba zurück gekehrt, bald darauf an seinen Wunden starb.

Ein Jahr später, 1518, rüstete Velasquez vier neue Schiffe aus, besetzte dieselben mit 240 Männern, und gab den Oberbefehl an Juan de Grijalva, welcher fast den ganzen Meerbusen von Mexiko umschiffte, und an vielen Stellen landete.

Merkwürdig ist es, daß Montezuma jenesmal schon Nachricht von der Ankunft der Fremden erhielt, und Boten an sie absendete. Allein trotz aller Verdienste, welche Grijalva sich auf dieser Expedition erwarb, und trotz der wichtigen Ent-

deckungen, welche er machte, wurde er, als er nach sechs Monaten nach Cuba zurückkehrte, von Velasquez mit Undank empfangen.

Er schickte jetzt Ferando Cortez, einen Edelmann aus Medellin in Estremadura, auf eine neue Entdeckungsreise, und dieser ging am 18. November 1518 von Sant Jago aus unter Segel, mit elf Schiffen, 508 Soldaten, 109 Matrosen, 17 Pferden, 10 Feldschlangen und 4 Falkonetten.

Bald aber reute Velasquez, der ein wenig ein Neidhammel war, sein Auftrag, er rief Cortez zurück, und beschloß ihn gefangen zu setzen.

Cortez aber begann nun selbstständig zu handeln. Er segelte unter mancherlei Anfällen weiter, bestand vielfache Kämpfe mit den Eingeborenen, und besiegte endlich, in der Ebene von Cintla, 40000 Eingeborene, und alle Kaziken unterwarfen sich ihm nun.

Cortez verlangte nun eine Unterredung mit Montezuma, dieser gab anfänglich ausweichende Antwort, endlich entschieden verneinende, und da alle Geschenke, welche er Cortez schickte, diesen nicht von dem Verlangen einer Zusammenkunft abbrachten, entschloß er sich zu ernstlicher Gegenwehr.

Während nun aber Velasquez wiederholt Cortez

zurückrief, drang dieser weiter vor, gründete Veracruz, und beschloß jetzt direkt auf Mexiko los zu gehen.

Er verbündete sich jetzt mit dem Kaziken von Zempoalla, einem der Häuptlinge der Totonakas, eines Volkes, welches erst vor kurzer Zeit von den Mexikanern unterjocht worden war, und während Montezuma alles Mögliche that, um ihn vom weitern Vordringen aufzuhalten, rückte er unaufhaltsam weiter.

Am 16. Juli 1519 sendete er eine Botschaft mit Berichten nach Madrid, schlug hierauf eine Verschwörung unter seinen eigenen Leuten nieder, zerstörte seine Schiffe, und nachdem er eine geringe Besatzung in Veracruz zurück gelassen, zog er mit 415 Männern, 15 Pferden und 6 Feldstücken auf den Freistaat der Tlaskalaner zu.

Die Tlaskalaner traten ihm feindlich entgegen, er besiegte sie aber, sie verbündeten sich dann mit ihm gegen Mexiko, ein Gleiches that ein anderer Freistaat, Huexotzinko, und auch Abgesandte des Fürsten Ixtilxochitil boten ihm ein Bündniß an.

Nun begleitete ihn ein Heer der Tlaskalaner nach Cholulla, wo gegen ihm gesponnener Verrath entdeckt und, auf ziemlich blutige Weise, vereitelt wurde, dann aber setzte er unverdrossen seinen Weg nach Mexiko fort, gewann in Amagaemekan und

Tlalmaralko neue Bundesgenossen, und erreichte am 8. November 1519 Mexiko.

Montezuma machte gute Miene zum schlimmen Spiele, ging ihm entgegen, ihn mit hohen Ehren und reichen Geschenken empfangend, und zog an seiner Seite in Mexiko ein, wo er ihm und den Seinen einen Palast mit ungeheueren Dimensionen als Wohnung anweisen ließ.

Sechs Tage später führte Cortez Montezuma als Gefangenen in diesen Palast, und ließ ihm zwanzig Tage später, um ihn zu schrecken, Fesseln anlegen, welche ihm indessen bald wieder abgenommen wurden.

Jetzt erhob sich der König von Akolhuakan, ein Neffe Montezuma's, gegen die Spanier, wurde indessen, mit Hülfe von Montezuma selbst, gefangen nach Mexiko gebracht, und Mexiko wurde als eine spanische Provinz erklärt.

Von allen Seiten aber stiegen jetzt drohende Ungewitter gegen Cortez auf.

Die Mexikaner beginnen gegen die Spanier eine drohende Miene anzunehmen.

Montezuma drang ernstlich in Cortez, nun, da sein Zweck erfüllt sei, Mexiko nämlich zu einer spanischen Provinz zu machen, abzureisen.

Und endlich sendete Velasquez, unter dem Ober-

befehle von Navarez, Truppen und Schiffe gegen Cortez.

Dieser indessen ließ 80 Mann Besatzung in Mexiko, und zog, im Mai 1520, mit 250 Soldaten, aber ohne Geschütze, Navarez entgegen, überfiel ihn während einer Regennacht in Zempoalla, und nun wurde Navarez am Auge verwundet, gefangen, vollständig geschlagen, und fast alle seine Truppen gingen zu Cortez über.

Alvarado, den Cortez in Mexiko als Oberbefehlshaber zurückgelassen hatte, hauste indessen dort schlimm, der Aufruhr, der gegen ihn ausbrach, wurde indessen durch Montezuma gedämpft, und am 24. Juni rückte Cortez mit seinem, nun bedeutend verstärkten Heere abermals in Mexiko ein.

Dennoch schien, für einige Zeit wenigstens, jetzt sein Glücksstern zu erbleichen.

Die Mexikaner erneuten ernstlicher als je ihre Feindseligkeiten gegen ihn.

Sie begannen damit, keine Nahrungsmittel mehr auf die Märkte zu bringen, um die Spanier auszuhungern, und griffen sie dann mit gewaffneter Hand von allen Seiten an.

Montezuma, der ihnen befahl sich zurückzuziehen, wurde durch die Pfeile seiner eigenen Leute getödtet,

und nothgedrungen beschloß jetzt Cortez Mexiko zu verlassen, das heißt sich durchzuschlagen.

Das geschah in der Nacht des 1. Juli 1520, welcher die Spanier den Namen: „la triste noche“ beilegten, und in der That ging die Sache schief, denn es fielen in derselben an 600 Spanier, obgleich es Cortez gelang, am 8. Juli schon in Tlaskala wieder festen Fuß zu fassen, und siegreich gegen die Mexikaner und ihnen befreundete Stämme zu kämpfen.

Einige Monate später, am 30. October, sendete Cortez ein zweites Schreiben, begleitet von Schätzen, nach Madrid, aber ein französischer Freibenter nahm Schiff und Schätze weg.

Cortez aber vergrößerte auf's Neue seine Macht durch Truppen, welche Velasquez gegen ihn aussendete, zog abermals gegen Mexiko, welches er mit wechselndem Glücke belagerte, und endlich wurde in der Hauptschlacht, Anfang August 1521, der neue König von Mexiko, Guauhtimozin, gefangen, am 13. August aber Mexiko zum zweiten Male vollständig erobert.

Wir fügen, als wichtig für den Verlauf unserer Geschichte, bei, daß er im Jahre 1524 einen zwei Jahre lang dauernden, mit unzähligen Beschwerden verknüpften Zug nach Hordurus unternahm, schließen

dann aber diese Skizze über die Eroberung von Mexiko, da trotz aller folgenden Zwischenfälle diese am 13. August 1521 dem Wesen nach vollendet war. —

Das Treffen, welches Cortez bei Cintla den vereinigten Kaziken der Landschaft Tabasko in den Märztagen des Jahres 1519 lieferte, war der erste größere Zusammenstoß, welchen der kühne Eroberer auf mexikanischem Gebiete mit den Eingeborenen bestand, und ohne Zweifel war es von hoher Bedeutung für seine späteren Erfolge.

Schon am Tage vorher war Cortez von den Leuten aus Tabasko angegriffen worden, und er bereitete sich für den folgenden Tag auf eine Hauptschlacht vor.

Die Streitkräfte der Eingeborenen beliefen sich etwa auf 40,000 Mann, jene der Spanier auf etwas über 500 Soldaten zu Fuß, 13 Reiter, und dem Geschütze, welches beim Auslaufe von Cuba aus 10 Feldschlangen und 4 Falkonetten bestand.

Das Fußvolk befehligte Diego de Ordas, das Geschütze der Artillerist Mesa, die Reiter aber Cortez selbst.

Nichts ist sonderbarer, als daß diese Hand voll Menschen dieser Anzahl von Feinden nicht mit der

Ueberzeugung entgegengingen, sämmtlich erschlagen zu werden.

Das scheint aber durchaus nicht der Fall gewesen zu sein.

Sie hörten, da der Festtag Maria Verkündigung war, des Morgens die Messe, und dann zogen sie, das Fußvolk und die Geschütze, guten Muthes nach der Ebene von Cintla, während Cortez mit seinen 13 Reitern einen Umweg machte, um dem Feinde in den Rücken zu fallen.

In der Nähe einiger großer Bohnenfelder, und in diesen selbst, fanden sie die Indianer bereits aufgestellt, und der Hauptmann Bernal Diaz sagt, als er dieses Zusammentreffen schildert: „Hatten sie Lust zu fechten, wie wir, so konnten sie sie jetzt büßen, und das thaten sie denn auch."

Wir wollen überhaupt den Anfang des Treffens Diaz selbst erzählen lassen.

„Die feindlichen Schaaren," sagt er, „waren bereits in Bewegung, uns aufzusuchen, als wir auf sie stießen.

„Sie hatten alle große Federbüsche auf den Köpfen, baumwollene Schutzröcke an, und ihre Gesichter waren mit rother, weißer und schwarzer Farbe bemalt. Außer den Trompeten und Trommeln führten sie große Bogen und Pfeile, Lanzen und

Schilder, mächtige Schlachtschwerter, die mit beiden Händen geführt werden mußten, und eine Menge Schleudern und Stöcke, die am Feuer gehärtet waren.

„Ihre Zahl war so groß, daß sie die Bohnenfelder ganz bedeckten, und uns von allen Seiten zugleich angreifen konnten. Das thaten sie denn auch, und stürzten gleich wüthenden Hunden auf uns los.

„Ihr erster Angriff war so heftig, und der Pfeile, Stöcke und Steine, womit sie uns begrüßten, eine solche Menge, daß sie uns sogleich über siebzig Mann verwundeten, und einer unserer Leute Namens Saldanna, von einem Pfeile in das Ohr getroffen, auf der Stelle todt niederfiel.

„Mit gleicher Gewalt drangen sie mit ihren Spießen unmittelbar auf uns ein, während ihre Pfeile unaufhörlich nach uns flogen, und uns manche Wunde beibrachten.

„Aber wir blieben ihnen an Schüßen aus den Armbrüsten, Musketen und dem übrigen Geschütze auch nichts schuldig, und theilten wackere Hiebe aus. Dadurch brachten wir sie etwas zum Weichen, jedoch nur, um uns aus größerer Entfernung, wo sie sich sicherer glaubten, mit Pfeilen zu beschießen.“

Der persönliche Muth der Herren Mexikaner

ſtellt ſich hier in kein allzu glänzendes Licht, denn ſelbſt die Feuerwaffen ihrer Feinde ſchienen ſie weniger zu incommodiren als die Schwerthiebe derſelben.

Unſer Gewährsmann Diaz, der dies begriff, gab dem Comandirenden Ordas den Rath, ihnen, ohne weitere Umſtände, mit blanker Klinge auf den Leib zu rücken, und obgleich Ordas, wegen der großen Menge der Feinde, anfänglich hierauf nicht eingehen wollte, gab er doch endlich nach.

Der Erfolg war ein günſtiger.

Wenig behagten den Indianern die Schwertſtreiche der Spanier, und ſie zogen ſich raſch zurück, nun aber traf eben zu rechter Zeit Cortez mit ſeinen Reitern ein.

Er war durch moraſtigen Boden verhindert worden eher zu erſcheinen, entſchied aber jetzt die Schlacht, indem er den Feinden in den Rücken fiel, und theils durch die Gewalt der Waffen, theils durch den Anblick der Pferde, ihnen einen paniſchen Schrecken einjagte, indem die Mexikaner, welche nie vorher Pferde geſehen hatten, Roß und Mann für ein einziges Geſchöpf hielten.

Sie flohen, und der Tag war für den Spanier gewonnen.

Man zählte auf dem Schlachtfelde über acht-

hundert Todte, von denen die Meisten durch die Schwerter der Spanier gefallen waren, die Uebrigen durch das Geschütze, Gefangene waren indessen nur fünfe gemacht worden, darunter aber zwei Kaziken.

Was den Verlust der Spanier betrifft, so hatten sie nur zwei Todte, indessen eine große Anzahl von Verwundeten. —

Im Lager der Spanier, wohin sich dieselben, als der Tag zur Neige ging, zurückzogen, saßen an einem halb ausgebrannten Feuer zwei Hauptleute, Juan Xaramillo, und Alonso Herandez Puertocarrero, ein Vetter des Grafen von Medelin.

Die Beiden hatten zuerst selbstverständlich von dem Glücke des Tages gesprochen, und von den günstigen Folgen, welche aus demselben für ihre Unternehmung hervorgehen würden.

Dann hatten sie mit altspanischer Höflichkeit sich gegenseitig Artigkeiten gesagt über ihre beiderseitigen Leistungen, da Puertocarrero unter den dreizehn Reitern war, mit welchen Cortez den Feinden in den Rücken fiel, Xaramillo aber mit dem Fußvolke gefochten hatte.

Hierauf sprachen sie von dem Aerger, den Velasquez auf Cuba über diesen Sieg empfinden würde, und Xaramillo sagte:

„Daß er außer sich sein wird über diesen Sieg

unseres Cortez, ist natürlich, unbegreiflich aber, wie er dazu kam, diesem das Commando über diesen Zug zu übergeben.

„Wir wissen recht gut, daß Cortez eine Zeit lang Sekretär des Velasquez war, daß er ihn dann festsetzen ließ, und nahe daran war, ihn aufhängen zu lassen. Ebenso ist bekannt, daß später Cortez ihn erstechen wollte, da Velasquez ihm in den Liebeswerbungen bei seiner gegenwärtigen Gemahlin entgegen stand.*)

„Das allein schon macht die Wahl des Velasquez unbegreiflich.

„Aber es ist ferner ein öffentliches Geheimniß, daß Velasquez in hohem Grade neidisch auf alle Erfolge seiner Untergebenen ist, man weiß, daß er Diego Color schmählich behandelte, und daß er vor nicht langer Zeit mit Grijalva eben so verfuhr, ist hinreichend bekannt. Wie kommt er nun dazu, eben Cortez dieses Commando zu übergeben, da er ihn doch als einen der entschlossensten Männer kennen muß, der erworbenen Ruhm sicher nicht zu seinen Füßen niederlegen wird!“

Puertocarrero zog die Schulter und antwortete ausweichend, indem er sagte:

*) Torquemada erzählt diese Notiz über Velasquez und Cortez.

„Immerhin aber hat sich Velasquez, in Bezug auf Cuba, höchst bedeutende Verdienste erworben. Aber seht dorthin! was um des Himmelswillen treiben unsere Leute dort?“

„Sie sieden das Fett einiger gefallener Indianer aus,*) um die Wunden der Pferde damit zu verbinden, da kein anderes Mittel zur Hand“, versetzte Xaramillo, „ich sehe darin kein besonderes Unrecht.“ —

„Ihr seid auch schon ein halber Wilder geworden,“ erwiderte Puertocarrero scherzend, „aber mir behagt dergleichen nicht, und, im Vertrauen gesagt, ich weiß nicht, wie es kömmt, aber ich denke in der letzten Zeit häufiger als sonst an Spanien.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Xaramillo, „aber Don Herrandez, Ihr trinkt ja gar nicht?“

Er zeigte bei diesen Worten auf einen Krug mit Wein, welcher zwischen Beiden auf der Erde stand.

Puertocarrero antwortete lachend:

„Ihr werdet wohl bald allein mit dem Kruge fertig werden, um aber wieder auf Spanien zu kommen, so kann ich nicht begreifen, wie Leute, welche drüben Weib und Kind haben, sich hier unbekümmert

*) Nach Bernal Diaz geschah dies häufig.

umher treiben. Hätte ich zu Hause eine Frau, ich glaube die Sehnsucht brächte mich zur Verzweiflung."

„Na," rief sein Kamerad, „wer weiß, wie es wäre, hättet Ihr wirklich Eine! Was aber mich betrifft, so danke ich meinem Schutzpatrone, daß er mich zu Hause vor einem Weibe bewahrt hat. Hier im Lande hat es keine Gefahr."

Dann setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu: „Was glaubt Ihr, daß Cortez mit den beiden Schlingeln, den zwei Kaziken, anfangen wird, welche wir heute gefangen nahmen?"

„Seid versichert," erwiderte sein Freund eben so leise, „seid versichert, daß er sie in der kürzesten Zeit mit Friedensvorschlägen zu den Ihrigen senden wird."

„Ich ließe sie hängen," sagte Xaramillo, dann trank er den Rest des Weines, und gürtete sich, um nach den ausgestellten Wachen zu sehen, Puertocarrero aber legte sich, in seinen Mantel gehüllt, auf die Erde, um zu schlafen und von Spanien zu träumen.

Die Vermuthung indessen, welche der wackere Hauptmann gegen seinen Kameraden bezüglich der gefangenen Kaziken ausgesprochen hatte, ging wirklich in Erfüllung.

Durch eine Verkettung von mancherlei Umständen

hatte sich schon früher ein Spanier, Geronimo de Aguilar, zu Cortez gefunden.

Dieser Mann, der längere Zeit als Gefangener und Sklave an der Küste von Campeche unter den Indianern gelebt hatte, war der Sprache von Tabasko mächtig, und leistete Cortez nun bedeutende Dienste.

Durch seine Hülfe verständigte er sich mit den Gefangenen, gab ihnen grüne und blaue Glasperlen, und sagte ihnen, wie Diaz naiv bemerkt, „allerlei Dinge, welche sie gerne hören mochten," dann aber sendete er sie mit Friedensvorschlägen zu den Ihrigen.

Der Erfolg war, daß schon in den nächsten Tagen sich verschiedene Kaziken einfanden, welche, nach der nicht schimmen Sitte des Landes, ziemliche Mengen von Nahrungsmitteln als Geschenke mitbrachten.

Cortez empfing die Gesandtschaft mit ernster Artigkeit, und sagte ihnen, daß ihm die stattgefundenen Feindseligkeiten leid seien, daß dieselben aber durch ihre Schuld entstanden wären, und daß nicht viel gefehlt habe, daß er sie und alle Einwohner hiesiger Ortschaften habe umbringen müssen.

Artige Schnurrpfeifereien wußte er aber dann mit den Pferden und Geschützen, den Tepustles, wie sie die Indianer nannten, zu treiben.

Durch eine, in der Nähe der Indianer versteckte Stute brachte man einen Hengst dazu, zu wiehern, mit den Füßen zu stampfen und sich zu bäumen, und das größte der Geschütze wurde stark geladen und abgefeuert.

Den Kaziken aber sagte Cortez, daß dies die traurige Folge ihrer Widerhaarigkeit gegen ihn und die Seinen sei.

Die Pferde sowohl als die Tepustles seien hierüber außerordentlich aufgebracht, er wolle indessen, würden die Indianer eine gute Aufführung zeigen, Beide zu beruhigen suchen, wo nicht aber, könne er für Nichts gut stehen.

Er ließ dann den Hengst hinweg führen und der Dolmetscher Aguilar theilte den Kaziken im Vertrauen mit, daß Cortez, ein guter Mann wie er eben sei, dem Hengste den Befehl ertheilt habe, ihnen keinen Schaden zuzufügen.

Hierüber freuten sich die Indianer sehr, man wechselte freundliche Worte, und als sie schieden, versprachen Sie am andern Tage wieder zu kommen und Geschenke mit sich zu bringen.

Sie hielten redlich Wort.

Am andern Morgen, in den letzten Märztagen 1519, erschien eine bedeutend größere Anzahl von Kaziken und angesehenen Leuten aus Tabasko und

der Umgegend, welche den Spaniern große Höflichkeit erwiesen und Geschenke mit sich führten.

Diese Geschenke bestanden in Gegenständen von Gold, so in vier Diademen, und in andern Kleinodien, Abbildungen von Idolen und Thieren, dann aus Mänteln von Baumwollenzeuge, und endlich aus zwanzig indianischen Mädchen, unter welchen sich auch unsere gute Freundin Malintzin befand.

Geschenke von Gold, Baumwollenwaaren und Weibspersonen, oder Damen, sind, speziell was den letzten Artikel betrifft, nach unseren Begriffen einigermaßen auffällig, bei den Mexikanern war das aber durchaus nicht der Fall.

Man verehrte mit Vorliebe guten Freunden seine Töchter, was sicher ein expediter Ausweg zu deren „Versorgung" war, und Cortez erhielt in der Folge mehrfach ähnliche Präsente.

Im vorliegenden Falle schienen die geschenkten jungen Mädchen indessen in Tabasko und der Umgegend, von den Kaziken gepreßt worden zu sein.

Ihre Zukunft, oder ihre Versorgung, war ein wenig eine zweifelhafte, denn da man in Mexiko und den angrenzenden Ländern Menschenopfer brachte, so mußte man, obgleich Cortez bereits mancherlei von der neuen Religion, welche er mit sich brächte, und von seinem großen Kaiser Karl gesprochen hatte,

doch immer nicht genau, ob die Spanier die ihnen verehrten Mädchen nicht ebenfalls opfern, und hierauf essen würden.

Was Malintzin betraf, so war ihre Pflegemutter Chimala in Tabasko eine der ersten, welche sie mit großer Opferfreudigkeit, zum Besten des bedrängten Vaterlandes, den Kaziken zur Verfügung stellte.

Sie traute der Entsagung ihres Sohnes Tecapani nicht vollkommen, und hielt eine gründliche Entfernung unbedingt für das Sicherste. Tecapani selbst aber, der bei Cintla gegen die Spanier gekämpft hatte, und mit heiler Haut davongekommen war, erzählte solche Wunderdinge von denselben, daß Malintzin weniger mit Geduld, als mit Vergnügen sich in ihr Schicksal fügte.

Cortez, der Anführer und Oberste dieser wunderbaren Männer, erregte vor Allem ihre Neugierde, und als sie mit den neunzehn anderen Mädchen ihm und seinen Hauptleuten vorgestellt wurde, verwendete sie kein Auge von ihm.

Cortez war, nach den von ihm vorliegenden Beschreibungen, eigentlich kein schöner Mann zu nennen, dennoch aber fehlte ihm ein imponirendes Aeußere nicht, und Diaz schildert ihn folgendermaßen:

Er hatte eine hübsche, wohl proportionirte und kräftige Leibesgestalt. Die Farbe seines Gesichtes aber stach in's Aschgraue und der Ausdruck desselben verrieth wenig Frohsinn, auch würde es hübscher gewesen sein, wenn er etwas länger gewesen wäre. Sein Blick war gewöhnlich ernst, aber er konnte seinen Augen, wenn er wollte, einen überaus freundlichen Ausdruck geben. Er hatte einen dünnen, schwarzen Bart, und eben solche Haupt-Haare, eine hohe Brust, breite Schultern, eine schlanke Statur, wenig Bauch, und etwas gekrümmte Beine, aber wohlgeformte Schenkel und Füße.

Dies ist die wortgetreue Schilderung, die Bernal Diaz von Cortez giebt, und Malintzin, welche unverwandt und mit Bewunderung nach ihm hinblickte, sah unbedingt das Vortheilhafte seiner Erscheinung doppelt, und übersah dagegen die Fehler.

Man braucht keine Mexikanerin zu sein, um mit solchen Augen zu sehen.

Daß Cortez aber bei der Musterung, welche er abhielt, den seinen jenen überaus freundlichen Ausdruck gab, von welchem Diaz berichtet, bedarf wohl keiner Erwähnung, denn er war bekanntlich ein außerordentlicher Verehrer des schönen Geschlechts, auf der anderen Seite aber ein äußerst höflicher und gewandter Mann.

Obgleich aber Malintzin bei Weitem die Schönste unter den zwanzig Mädchen war und in ihrem ganzen Wesen vielen Anstand verrieth, zeichnete sie Cortez doch auf keinerlei Weise aus.

Desto mehr indessen schienen zwei unserer Bekannten das zu thun, der Hauptmann Puertocarrero und sein Freund Xaramillo, welche Beide keinen Blick von ihr verwendeten.

Der Erstere schien es bequemer zu finden, an Ort und Stelle zu lieben, anstatt über die See, nach der Heimath hin, zu schmachten. Juan Xaramillo aber hatte offenbar plötzlich seine Ansichten und Grundsätze bezüglich der Frauen geändert, denn er verschlang Malintzin mit den Augen.

Was Cortez betraf, so sprach er mit den Kaziken, wie schon am vorigen Tage, vom Frieden, und machte ihnen wiederholt Vorwürfe, weil sie, trotz seiner friedlichen Absichten, dennoch die Feindseligkeiten gegen ihn begonnen hätten.

Sie schoben indessen alle Schuld auf den Kaziken von Champoton, der sie aufgereizt und schon früher, als Juan von Grijalva an die Küste gekommen wäre, sie der Feigheit beschuldigt habe.

Ferner aber hätte ihnen ein von den Spaniern zu ihnen übergegangener indianischer Dolmetscher den Rath gegeben, die Spanier anzugreifen, da sie

dieselben, ihrer geringen Anzahl wegen, leicht aufreiben würden.

Als Cortez verlangte, daß dieser Ueberläufer ihm ausgeliefert werden sollte, sagten sie, daß er nach der verlorenen Schlacht bei Cintla entflohen sei. Er war indessen auf eine andere Weise unschädlich gemacht worden, denn sie hatten ihn nach der verlorenen Schlacht gefangen und, seines schlimmen Rathes halber, ihren Göttern geopfert.

Im Uebrigen gingen sie mit großer Bereitwilligkeit auf die Vorschläge zum Frieden ein, welche Cortez ihnen machte, und auch seine vorläufigen Bekehrungsversuche wurden nicht von der Hand gewiesen und schienen auf keinen ungünstigen Boden zu fallen.

Als indessen, neben Frieden und Bekehrung, Cortez sich auch ein wenig nach dem Golde und den Kleinodien erkundigte, welche sie zum Geschenke gebracht hatten, und fragte, woher sie dergleichen erhalten hätten, nannten sie die Worte Culhua und Mexiko. Und dies war die erste Notiz, welche überhaupt die Spanier von Mexiko erhielten, vorläufig aber blieb sie ihnen unverständlich, und sie kümmerten sich wenig um dieselbe.

Rüstig ging man dagegen am andern Tage an das Werk der Bekehrung.

In Anwesenheit der Kaziken und der vornehmen Indianer wurde ein Kreuz und ein Altar aufgerichtet, der Pater Bartholomäo von Olmedo las die Messe, und nach derselben hielt er den zwanzig Indianerinnen, mit Hülfe des Dolmetschers Aguilar, eine eindringliche Predigt.

Hierauf aber taufte man sämmtliche zwanzig Mädchen, und stellte auf diese Weise die ersten Christen in den mexikanischen Landen her, was den Spaniern große Freude bereitete, den Mädchen aber nicht minderes Vergnügen, da viele von ihnen noch nicht die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß man sie, nach Beendigung der religiösen Ceremonie, nicht opfern würde, wie solches bei ihnen gebräuchlich.

Nach der Taufe aber vertheilte Cortez die zwanzig Mädchen an zwanzig seiner Hauptleute, als Begleiterinnen auf der langen und gefährlichen Reise, welche vor ihnen lag.

Einen Augenblick nahmen wir Anstand, ob wir dieses Ereigniß, welches vielleicht Anstoß finden, oder das Mißfallen unserer Leserinnen erregen könnte, nicht verschweigen sollten.

Wir entschlossen uns indessen aus verschiedenen Gründen, das nicht zu thun.

Vor Allem der Wahrheit wegen, die man

stets, und unter allen Umständen, nicht verschweigen soll.

Dann überlegten wir, daß wir selbst vollständig unschuldig an der Sache sind, und nur mit Unrecht zur Verantwortung gezogen werden könnten, indem nicht wir, sondern Cortez diese Vertheilung anordnete und vornahm.

Endlich aber zweifeln wir nicht, daß zwischen Hauptleuten und den ihnen zugetheilten Begleiterinnen im Laufe der Zeit Parthien, das heißt Verheirathungen, entstehen könnten. Jedermann aber weiß, wie nützlich und zweckmäßig es für solche Fälle ist, sich gegenseitig vorher genau kennen gelernt zu haben, ehe man zu diesem hochwichtigen Schritte sich entschließt.

Wo aber könnte das zuverlässiger und genauer geschehen, als auf einer Reise, und höchst wahrscheinlich hat dem Erfinder der gegenwärtig unvermeidlichen Hochzeitsreisen, wenngleich unklar und in der Anwendung verspätet, ein ähnlicher Gedanke vorgeschwebt.

Nach Darlegung dieser sittlichen Motive, die uns leiteten, übergeben wir aber getrost die obenstehende Vertheilungsnotiz einem hochgeehrten Publikum zur Kenntnißnahme.

Aber Malintzin?

Nun, der Hauptmann Puertocarrero schien durch die plötzlich ihm entgegen getretene Wirklichkeit ein wenig praktisch geworden zu sein, denn während der frühere Weiberfeind Xaramillo sich begnügte, von der Ferne aus Malintzin zu bewundern, und schwur, daß er nie vorher ein reizenderes Wesen gesehen habe, begab sich Puertocarrero, sofort nach der ersten Vorstellung und Uebergabe der Indianerinnen, zu Cortez und pflog mit demselben eine längere Unterredung.

Die Folge dieser Rücksprache war die, daß Cortez ihm am folgenden Tage, bei der Vertheilung der Mädchen, Malintzin zutheilte.

Sie hatte bei der Taufe den Namen Donna Marina erhalten, und als Cortez sie zum ersten Male also benannte und ihr sagte, daß sie die Gefährtin seines Freundes Puertocarrero werden sollte, schauerte sie leicht zusammen und starrte erblassend Cortez einige Augenblicke an, dann aber kreuzte sie die Arme über der Brust und folgte Puertocarrero schweigend nach seinem Zelte.

Der Griff des Messers, dessen wir schon früher erwähnten, und das auf den Stufen des Tempels bei Xicalango eine Rolle spielte, blickte aus dem

Saume ihres Gewandes, und Puertocarrero zog es hervor, indem er scherzend sagte:

„Gedenkst Du mich mit diesem Dolche zu ermorden?“

„Nein,“ erwiderte Donna Marina, „aber ich will Dich mit demselben beschützen!“

Kapitel III.

Wie Donna Marina von Puertocarrero getrennt, und die Begleiterin des Cortez wurde, wie sie in Cholulla die Spanischen vom sicheren Tode rettete, und welche höfliche Manieren Montezuma an den Tag legte, als Cortez in Mexiko einzog, wie er den abgeschnittenen Kopf eines Spaniers erhielt, und von den Spanischen gefangen gesetzt wurde, und ferner wie Donna Marina wiederum viel zum Heile der Spanier beitrug.

Kaum ergab sich Gelegenheit zur Erfüllung dieses Versprechens von Donna Maria, und überhaupt dauerte ihr Zusammenleben mit Puertocarrero nicht lange.

Cortez sendete denselben, sammt noch einigen Andern, mit Berichten und Kostbarkeiten nach Spanien, an den Kaiser Karl V., und diese Agenten, wie sie Diaz nennt, gingen am 26. Juli 1519 in San Juan von Alua unter Segel.

Gegen Cortez ausdrücklichen Befehl, und gegen den Willen Puertocarrero's, wußte es einer der auf dem Schiffe Befindlichen, Francisco von Montejo, dennoch dahin zu bringen, daß man an der Havanna vor Anker ging.

Diego Velasquez, der unversöhnliche Widersacher Cortez, erhielt hierdurch ausführliche Nachricht von der ganzen Expedition und that sein Möglichstes, derselben in Spanien einen schlechten Empfang zu bereiten.

Einer der größten Feinde des Cortez in Spanien scheint der Bischof von Burgos, Don Juan Rodriguez von Fonseca, gewesen zu sein.

Er stand an der Spitze des Raths von Indien, hatte große Gewalt in Händen und that, was in seinen Kräften stand, Cortez zu schaden.

Puertocarrero trat ihm keck entgegen, Fonseca aber ließ ihn festsetzen, einer alten Geschichte wegen, da er drei Jahre vorher eine Frau Maria Rodriguez in Medellin entführt und mit sich nach Indien genommen haben sollte. Es scheint indessen diese Gefangenschaft nicht lange gedauert zu haben, denn es wird erwähnt, daß kurze Zeit darauf Puertocarrero, Francisco von Montejo, der Licentiat Nunnez und endlich Martin Cortez, der Vater des Cortez, Briefe an den Kaiser sendeten, welche der Sache des Cortez in Mexiko, und seiner Anhänger, eine günstige Wendung gaben.

Wir erzählen das einfach aus dem Grunde, um die Trennung Donna Marina's von Puertocarrero

nachzuweisen, was diese aber selbst betrifft, so sagt unser Gewährsmann in seiner schlichten und naiven Weise:

„Nachdem Puertocarrero nach Spanien gezogen war, nahm sie Cortez selbst zu sich.“

Ohne Zweifel wurde auch wirklich diese Angelegenheit mit derselben Ruhe und Raschheit in's Werk gesetzt, wie ihre frühere Uebergabe an Puertocarrero.

Aber jetzt schon leistete Donna Marina den Spaniern die wesenlichsten Dienste.

In der ersten Zeit konnte ihr Dolmetschen nur mit Hülfe von Aguilar stattfinden, indem dieser die Sprache von Tabasko verstand, und natürlich Spanisch sprach, Donna Marina aber ebenfalls der Sprache von Tabasko mächtig war, zugleich aber auch jener von Mexiko.

Sie übertrug also anfänglich das Mexikanische in das Idom von Tabasko, und Aguilar dieses in das Spanische. Bald aber wurde sie der spanischen Sprache mächtig, und nun ging die Verständigung mit den Eingeborenen bedeutend leichter vor sich.

Dieses Dolmetschen war aber nicht der einzige Dienst, welchen sie den Spaniern leistete.

Sie war klug und verständig in allen Dingen, gab die besten Rathschläge, trat, wo es nur immer möglich war, versöhnend auf, und der Oberst

Cadahalso sagt in seinen marokkanischen Briefen von ihr:

„Primera muger, que no ha pre judicado en uno exercito!“

„Die erste Frau, die bei einer Armee war, ohne daß sie ihr Schaden gebracht hat!“

Sie war Cortez, den sie vom ersten Augenblicke an liebte und als einen Helden verehrte, anhänglich und treu, wie ein ächtes, wackeres Weib, auf der andern Seite aber den Spaniern überhaupt ergeben und dankbar, da sie sie aus schlimmer Lage befreit, und sie gütig behandelten.

Dabei war aber, bei dieser sonst so energischen und entschlossenen Frau, keine Spur von Rachsucht gegen ihre Landsleute, die ihr schlimm genug mitgespielt hatten, und konnte es geschehen, ohne den Spaniern zu schaden, so trat sie stets sühnend und vermittelnd auf.

Liebevoll also und treu, gutmüthig, verständig, nicht rachsüchtig und versöhnlich!

Was kann man mehr verlangen?

Wir halten diesen Zeitpunkt für den günstigen, dem geneigten Leser die Eröffnung zu machen, daß während ihres einjährigen Zusammenseins mit Cortez Donna Marina demselben mit einem Knaben beschenkte, ein Ereigniß, was durch die gegebenen Um-

stände wohl entschuldigt werden kann, unter gar keinen Umständen aber verschwiegen werden dürfte.

Sehen wir nun gleich ein Beispiel, wie Donna Marina die spanische Armee, oder wenn man will: Das kleine Häuflein muthiger Abenteuerer, welches Cortez führte, von sicherem Untergange rettete.

Die Tlaskalaner hatten sich Cortez feindlich entgegen gestellt, wurden aber besiegt, und schlossen, als alte Feinde Mexiko's, mit Cortez ein Bündniß gegen Montezuma.

Von einem Heere der Tlaskalaner begleitet, zog er dann nach Cholulla, einer großen Stadt, welche über hundert Tempel hatte, von welchen einer, dem Gotte Quetzalcoate gewidmet, größer war, als der bedeutendste in Mexiko selbst. Die Stadt selbst lag, umgeben von einer Menge größerer Ortschaften, in der Mitte einer fruchtbaren Ebene, und es wurden in ihr kunstreiche Töpferarbeiten in solcher Menge verfertigt, daß sowohl Mexiko, als auch alle übrigen Provinzen des Landes, mit denselben versehen wurden.

Der erste Empfang der Spanier in Cholulla schien ein günstiger, nur baten sich die Kaziken der Stadt aus, daß die Leute von Tlaskala, mit denen sie in Feindschaft lebten, die Stadt selbst nicht betreten sollten, was Cortez billig fand und bewilligte.

Man bewirthete hierauf die Spanier gut und wies ihnen Wohnungen an, aber schon nach einigen Tagen traten mehrfache Anzeigen ein, welche Cortez Verdacht schöpfen ließen, und nun legte sich Donna Marina auf Kundschaft.

Durch Geschenke und geschickte Reden wußte sie zwei Priester zu gewinnen, von welchen sie artige Dinge erfuhr, und endlich vertraute ihr eine alte Indianerin den ganzen Plan, welchen man gegen die Spanier gefaßt hatte.

Montezuma, der König von Mexiko, hatte sich mit den Leuten von Cholulla in's Einvernehmen gesetzt, er hatte Krieger sowohl in die Nähe der Stadt, als auch in diese selbst gesendet, man hatte die Häuser befestigt, allenthalben in den Straßen Fallgruben angelegt, und endlich die Weiber, Kinder und mancherlei Kostbarkeiten in sichere Verstecke gebracht.

Dann, entweder in Cholulla selbst, oder bei dem Abmarsche der Spanier, wollte man die Sorglosen überfallen.

Als eine kleine Gratifikation für Cholulla sollten zwanzig derselben den dortigen Göttern geopfert werden, wohl konservirt die übrigen aber nach Mexiko gebracht, und bei einer großen Opferfeier dort abgeschlachtet und verzehrt werden.

Um diesen Transport der gefangenen Spanier

mit Bequemlichkeit bewerkstelligen zu können, hielt man lange Stangen mit Halsschlingen in Bereitschaft, und in einem Hause, ohnweit des großen, oben erwähnten Tempels fanden die Spanier eine große Anzahl derselben.

Alle diese Pläne, welche man gefaßt hatte, um die Spanier sämmtlich zu vernichten, waren also zum großen Theile durch Donna Marina entdeckt worden, und es unterliegt keinem Zweifel, daß ohne ihre Hülfe kaum einer derselben mit dem Leben davon gekommen wäre.

Freilich richtete Cortez hierauf ein gewaltiges Blutbad unter den Leuten von Cholulla an, was seine Feinde schon zu seiner Zeit, nach allen Richtungen hin, zu seinem Schaden auszubeuten suchten, und auch später von Schriftstellern, die ihn haßten, weil er — nun eben weil er ein „Spanier" war, benutzt wurde, um ihn als einen blutdürstigen Tyrannen zu bezeichnen.

Wir wollen nicht sagen, daß es besonders zu loben, wenn man darauf ausgeht, Länder zu erobern, sich einzuverleiben, oder zu annectiren, wie man es heute nennt.

Man hat aber diese schlechte Gewohnheit kultivirt, so lange die Welt steht, und höchst wahrscheinlich wird man sie auch für die Folge bei-

behalten. Bei solchen Gelegenheiten aber kann man die Leute nicht mit Sammetpfötchen anfassen, vollends gar nicht, wenn sie beabsichtigen uns zu schlachten und zu verzehren.

Fest steht aber, daß diese energische, von Cortez in Cholulla an den Tag gelegte Strenge ihm gewaltigen Respekt verschaffte, und verschiedenen andern Stämmen die Lust benahm, feindlich gegen die Spanier aufzutreten.

Sprechen wir aber wieder von Donna Marina.

Wenig scheint sie befreundet gewesen zu sein mit den neunzehn anderen „Hauptmänninnen", oder Reisebegleiterinnen von Cortez Hauptleuten, welche gleichzeitig mit ihr den Spaniern übergeben worden waren.

In besseren, ja in freundschaftlichen Verhältnissen scheint sie mit einigen anderen Indianerinnen, Töchtern von Kaziken aus Tlaskala, gestanden zu haben, welche schon vor den Händeln in Cholulla nach Landesgebrauch Cortez geschenkt worden waren.

Es waren deren fünfe, man taufte sie, dann wurden sie Hauptleuten zugetheilt, und um zu zeigen, wie man zu jener Zeit dergleichen Verhältnisse betrachtete, wollen wir wörtlich die Aeußerungen von Bernal Diaz über eine der getauften

Indianerinnen folgen lassen, welche eine vertraute Freundin von Donna Marina wurde und längere Zeit deren Schicksale theilte.

„Ehe ich jedoch", sagt Diaz, „in meiner Erzählung weiter fortfahre, muß ich noch ein paar Worte von Xicotenga's (eines Kaziken von Tlaskala) Tochter, welche in der Taufe den Namen Donna Luisa erhielt, erzählen, die dem Pedro von Alvarado zugefallen war.

„Fast ganz Tlaskala nahm den herzlichsten Antheil an ihrem Schicksale, machte ihr Verehrungen, und behandelte sie als Gebieterin. Pedro von Alvarado bekam noch im ledigen Stande einen Sohn von ihr, der den Namen Don Pedro erhielt, und eine Tochter, Donna Leonora, welche dermalen die Gattin von Don Francisco de la Cueva ist, einem angesehenen Kavalier und Verwandten des Herzogs von Albuquerque.

„Sie hat ihm bereits vier oder fünf Söhne, lauter tüchtige Kavaliere, geboren, und ist eine vortreffliche Dame und würdige Tochter eines solchen Vaters, der, wie bekannt, Comthur von Santjago, und Oberrichter und Statthalter von Guatimala geworden ist, so wie auch des Hauses von Xicotenga, der in Tlaskala in größtem Ansehen stand und wie ein König angesehen wurde."

Es scheint hieraus hervorzugehen, daß die Spanier aus angesehenen Familien die Kaziken in den von ihnen eroberte Ländern als sich ebenbürtig betrachteten, und daß die Geschenke von Söhnen und Töchtern, welche in solchen kriegerischen Zeitläuften die Spanier von den Kaziken-Töchtern erhielten, mit keinem Makel der Geburt behaftet waren.

Wenn man uns indessen fragt, warum die spanischen Hauptleute nicht sofort mit ihren Reisebegleiterinnen in den Stand der heiligen Ehe traten, so wissen wir hierüber keine genügende Auskunft zu ertheilen. An Feld-Paters für die Copulation war wenigstens kein Mangel.

Donna Luisa also war die Freundin Donna Marina's und ihre Begleiterin auf dem Zuge von Cholulla nach Mexiko, und da wir von allen diesen Ereignissen nur fragmentarische Skizzen geben können, so wollen wir sogleich vom Einzuge der Spanier in Mexiko sprechen.

Was den in dieser Hauptstadt seines Reiches residirenden König Montezuma betrifft, so hat man denselben bald als einen blutdürstigen Tyrannen, bald als ein sanftes Opferlamm geschildert.

Uns scheint derselbe ein schwacher und unentschlossener Mensch gewesen zu sein, der den besten

und leicht verzeihlichen Willen hatte, sämmtliche Spanier ermorden zu lassen, sich aber meist in halben Maßregeln bewegte, und durch verunglückte Versuche, sich die Fremden vom Halse zu schaffen, allzurasch eingeschüchtert wurde.

Er sendete an Cortez Geschenke und Gesandtschaften mit den verschiedensten Aufträgen, er ließ ihm Hinterhalte legen und befragte seine Götter, was zu thun sei.

Cortez nahm die Geschenke, reichte den Gesandten grüne Glasperlen, und schickte sie mit höflichen Grüßen an Montezuma zurück. Die Hinterhalte wußte er zu vermeiden, und stets vorwärts dringend, langte er am 8. November 1519 wohlbehalten vor Mexiko an.

Er langte an mit vierhundert und fünfzig Männern, und Montezuma, der sicher fünfzigtausend Bewaffnete zur Verfügung hatte, ließ sich, eingewickelt in Juwelen, ihm entgegentragen, und statt seinen Leuten zu befehlen, den Haufen Abenteuerer zu vertilgen, empfing er ihn genau à la 1873.

Er ließ sich aus seinem Tragesessel heben und ging Cortez entgegen, und dieser, der unsere Donna Marina neben sich hatte, stieg gleichfalls vom Pferde und näherte sich ihm.

„Von beiden Seiten", sagt Diaz, „gab es nun große Reverenzen."

Montezuma drückte seine ungemessene Freude aus, Cortez bei sich zu sehen, und dieser antwortete durch Donna Marina: er hoffe, daß Montezuma sich wohl befinde!!

Dann stritten sich Beide, auf höfliche Weise, um die „Ehrenseite", welche Montezuma indessen nicht annahm, sondern sie seinem lieben Gaste Cortez überließ.

Dieser hing nun dem Könige ein Halsband um, welches, wie es scheint, von venetianischem Glase, vielleicht auch von Malachit war, jedenfalls aber verzweifelt wenig Werth hatte, und hierauf wollte er Montezuma umarmen. Die Großen des Reiches aber, welche ihn begleiteten und sich nicht getrauten ihn anzusehen, sondern stets in seiner Gegenwart die Augen niederschlugen, hielten das für ein Majestätsverbrechen, und gaben es nicht zu.

Cortez mußte sich also darauf beschränken, ihm durch Donna Marina zu sagen, daß sein Herz hoch erfreut sei, einen so mächtigen Monarchen persönlich gesehen zu haben, und daß er sich überglücklich fühle wegen der Ehre, die Montezuma ihm durch sein Entgegenkommen erzeigt habe.

Nachdem nun Montezuma in wohlgesetzten und äußerst höflichen Worten gedankt hatte, ließ er durch zwei seiner Neffen die Spanier in den für sie bestimmten Palast führen, besuchte sie dort sofort, und nun begann einige Tage lang eine Reihe von gegenseitigen Besuchen und ein Austausch von Höflichkeiten, der nur ein wenig getrübt wurde durch den übertriebenen Bekehrungseifer des Cortez, welchen indessen die verständigen Mönche, die ihn begleiteten, in Schranken zu halten wußten.

Luxuriös und vortrefflich wurden übrigens die Spanier bewirthet, und aus der Schilderung aller Augenzeugen geht hervor, daß in Mexiko ein unendlicher Wohlstand geherrscht haben muß, und zugleich ein Zustand der Kultur, der bewunderungswürdig war.

Ein Häkchen, oder einen Haken hatte freilich, wenigstens nach unseren Begriffen, diese Kultur.

Die Menschenopfer, welche man den Göttern brachte.

Dieser abscheuliche Kultus wurde aber so angelegentlich betrieben, daß die Wände der Tempel stets von Blut trieften, und ein fast unausstehlicher Geruch in denselben herrschte, welcher den Spaniern sowohl vom Standpunkte der Menschenfreundlichkeit aus zuwider war, als auch, auf der andern

Seite, unangenehm durch die Erinnerung an die langen Stangen mit Halsschlingen, die man in Cholulla gefunden hatte, und vermittelst welcher man sie nach Mexiko zu führen gedachte, um mit ihnen selbst jene religiöse Feierlichkeit vorzunehmen.

Sie waren jetzt freiwillig gekommen, vierhundert und fünfzig Männer, in Mitte einer Bevölkerung von Hunderttausenden, und man muß sich fragen, ob man den Muth dieser kecken Abenteurer bewundern, oder über ihre Thorheit staunen soll.

Es scheint, als hätten mehrere derselben sich die gleiche Frage gestellt.

Was Cortez betrifft, so sprach er kaum mit Männern von dergleichen, noch weniger aber mit Donna Marina, daß er indessen Besorgnisse hegte, entging dieser verständigen Frau keineswegs.

Da erhielt sie eines Tages von einem der Haushofmeister, welche Montezuma mit der Bewirthung der Spanier beauftragt hatte, eine geheimnißvolle Einladung, sich in die Stadt zu einer „alten Freundin" zu begeben.

Nie vorher war Donna Marina in Mexiko, und es war ihr deßhalb unbegreiflich, von wem diese Einladung kommen möge. Was die Spanier betraf, so verließen sie nie das ihnen angewiesene

Quartier, außer in größerer Anzahl, als Begleitung des Cortez, wenn dieser Montezuma besuchte, einmal bei Besichtigung des Marktplatzes, und ferner bei einem Besuche der Tempel, bei welcher Gelegenheit sie die erfreulichen Wahrnehmungen bezüglich der Menschenopfer machten.

Dennoch aber beschloß Donna Marina jener Einladung Folge zu leisten.

Es stand zu vermuthen, daß sie Dinge erfahren würde, die Cortez und den Seinen von Nutzen waren, und selbst auf die Gefahr hin, einer Verrätherei zum Opfer zu fallen, wollte das wackere Weib diese Gelegenheit nicht versäumen.

Cortez verschwieg sie ihr Vorhaben, dagegen vertraute sie dasselbe Donna Luisa an, welche sie zu begleiten versprach, und als die Dunkelheit angebrochen war, schlichen sich Beide aus dem Palaste und wurden in geringer Entfernung von demselben, wie es der Haushofmeister vorher gesagt hatte, von einem Knaben angesprochen, der ihr Führer sein sollte.

Nur eine kurze Strecke waren sie indessen, geführt von dem Knaben, gegangen, als sie einen Mexikaner bemerkten, der anfänglich ihnen eilig gefolgt war, dann aber, gleichen Schritt mit ihnen haltend, in einiger Entfernung hinter ihnen herschritt.

Donna Marina fragte den Knaben, ob der Mann ein Bekannter von ihm sei, und als derselbe verneinte, blieb sie entschlossen stehen, um ihn herankommen zu lassen.

Aber der Mann blieb ebenfalls stehn, und Donna Luisa sagte jetzt ängstlich:

„Laßt uns umwenden, wir erreichen wohl jetzt noch das spanische Quartier unangefochten, gehen wir aber weiter, so ist von dem Menschen, der uns offenbar verfolgt, das Schlimmste zu erwarten.“

Donna Marina aber faßte flüchtig nach dem Griffe ihres Messers, um sich zu überzeugen, daß es zur Stelle, ging dann dem Mexikaner entgegen und sagte in der Landessprache zu ihm:

„Warum lauft Ihr uns nach auf Schritt und Tritt? Habt ihr ein Anliegen, so sagt es kurz, wo nicht, so geht Eurer Wege!“

„Ach, Donna Marina,“ versetzte der Mann, spanisch sprechend, „wenn ich Euch verstehen soll, so redet nicht in diesem gottverfluchten heidnischen Kauderwelsch, sondern sprecht ehrliches Spanisch.“

Marina lachte. Sie hatte den angeblichen Mexikaner an der Stimme erkannt.

„Ihr seid es, Xaramillo! Aber was macht Ihr da, so späte noch, und in einem mexikanischen

Mantel gehüllt, auf der Straße. Habt ihr vielleicht ein Liebesabenteuer?"

Xaramillo zögerte einige Augenblicke mit der Antwort, dann sagte er:

„So eigentlich nicht. Aber ich merkte, daß Ihr Etwas vor hattet, und so nahm ich einen dieser einfältigen Mäntel, welche sie uns schenkten, und folgte Euch. Was Ihr auch beabsichtigt, ich werde Euch nicht stören, und Euch auch nicht verrathen, aber ich will Euch beschützen, wenn dieses menschenfressende Gesindel Euch Etwas zu Leide thun will."

„So tretet zu uns und seid unser Begleiter," versetzte Donna Marina, „und da man Einen der Unsrigen stets auf Dreihundert der Hiesigen rechnet, so habe ich immerhin eine stattliche Leibwache."

Vergnügt dankte Xaramillo für die gegebene Erlaubniß, und dann schritten sie weiter durch die mondbeglänzten Straßen und über die Brücken, welche über die endlose Anzahl von Canälen führten.

Das nächtliche Leben schien zu jener Zeit noch nicht so entwickelt in südlichen Gegenden, wie es heute an vielen Orten der Fall, und so begegneten ihnen nur wenige Menschen, welchen sie indessen kaum auffielen, da auch die beiden Frauen die Landestracht angelegt hatten.

Xaramillo brummte scheltend über die Bauart der Stadt:

„Haben sich diese Heiden, die den Teufel anbeten," sagte er, „aus Dummheit, oder aus Boshaftigkeit hier mitten im Wasser ihre Nester gebaut. Draußen ist eine trockene Ebene, die ich selbst loben muß, und hier setzen sie sich in salziges Wasser und müssen durch eine Leitung von außen sich süßes Wasser zuführen!"

Xaramillo's Bedenken sind vielleicht theilweise zu entschuldigen, wenn man sich an ähnliche Fragen erinnert, die bei der Entdeckung unser Pfahlbauten aufgeworfen wurden, aber weder Donna Marina noch Luisa konnten dem Unzufriedenen genügende Antwort ertheilen, und endlich erreichte man ein kleines Haus, an dessen Thüre der Knabe, ihr Führer, pochte.

Man öffnete von innen und eine ältliche Frau empfing die Eintretenden, aber vorzugsweise Marina, mit allen Zeichen der Ehrerbietigkeit.

„Wie schön und groß ist meine kleine Malintzin geworden," sagte sie dann, sich gegen Marina verneigend.

„Ihr scheint mich zu kennen," versetzte diese, „aber ich gestehe, daß ich mich Eurer nicht erinnere."

„Junge Leute haben ein kurzes Gedächtniß," er-

widerte die Alte, „weil ihnen die Gegenwart mehr am Herzen liegt, als die Vergangenheit. Aber was mich betrifft, so erkannte ich Euch sogleich, als ich Euch mit diesen fremden Räubern in Temistian-Mexiko*) einziehen sah, obgleich man in Pinala Euch für todt ausgab, und Einige selbst Euren todten Körper „gesehen haben wollen."

„Pinala," sagte Donna Marina nachdenklich, und leicht erröthend.

„Ja, Pinala!" rief die Frau und man sprach jenesmal Allerlei über Euren Tod, jetzt aber bin ich zufrieden, weil ich weiß, daß Ihr lebt. Erinnert Ihr Euch gleichwohl nicht mehr an Sempola, die Euch oft genug auf ihren Armen trug?"

Allerdings kehrte jetzt die Erinnerung bei Donna Marina zurück und die Sempola Genannte ergänzte das Fehlende.

Sie war eine Nachbarin des Stiefvaters der Donna Marina, diese war als Kind nicht selten in ihrem Hause, kurz nach dem angeblichen Tode der kleinen Malintzin aber verließ sie mit ihrem Manne Pinala, um nach Mexiko zu ziehen, wo sie jetzt als Wittwe lebte.

---

*) Der eigentliche alte Name von Mexiko.

Die Frau schien sich nicht in ungünstigen Verhältnissen zu befinden.

Ihr Haus war spiegelblank und rein, wie denn überhaupt von fast allen gleichzeitigen Schriftstellern die Reinlichkeit der alten Mexikaner, bezüglich ihrer Wohnungen und der Kleidung, hervorgehoben wird.

Die Wände waren mit Matten von Rohrgeflechte und mit Decken von Baumwollenzeuge behangen, den Fußboden bildeten weiße, glänzende Steine, welche so enge zusammengefügt waren, daß man kaum eine Fuge bemerken konnte, und Tische und Stühle unterschieden sich der Form nach kaum von den unsrigen, nur daß die letzteren niedrig waren, und fast Fußschämmeln glichen, da man dort im Lande, so wie auch an der ganzen Westküste Südamerika's, nieder, fast hockweise zu sitzen liebte.

Im Uebrigen hatte Sempola eine reichliche Mahlzeit in Bereitschaft gehalten, entweder weil das Landessitte war, oder weil sie vermuthet hatte, daß Donna Marina nicht allein erscheinen werde.

Zahmes und wildes Geflügel, unter letzterem zwei Arten, die große Aehnlichkeit mit unserem Rebhuhne und der Wachtel hatten, Fleischpasteten, gefüllt mit wilden Kaninchen und Tauben, in Wasser gesottene Gemüse, die reichlich mit Chil, dem Pfeffer,

der dort beliebt, gewürzt waren, dann süße Kuchen, Fische und die vortrefflichen Früchte des Landes.

Die Fleischspeisen und das Gemüse befanden sich auf Schüsseln von Porzellan, oder wenigstens von sehr feiner Töpferarbeit, und wurden auf Kohlenbecken von gleichem Materiale warm gehalten, die Süßigkeiten und Früchte befanden sich auf Matten und zierlich geordneten Palmenblättern, auf einem zweiten Tische aber stand Maisbrod und das Getränke.

Vor Allem Cachanatle, welches nichts anderes als Chocolade war, welche, wie es scheint, dort den Spaniern zuerst bekannt, und, der Beschreibung nach, ein wenig besser bereitet wurde, als dies gegenwärtig bei uns der Fall ist.

Dann Maguei-Wein, über welchen wir ebenfalls einige Worte sprechen müssen.

Die Maguei-Pflanze (Agave americana L.) scheint eines der vorzüglichsten Geschenke gewesen zu sein, welches die alten Götter ihren Lieblingen, den Mexikanern, verehrten.

Man machte Essig und Honig aus ihrem Safte, aus den Fasern der Blätter eine Art von Leinwand, zur Bekleidung für Alt und Jung, dann Stricke und Schuhe, aus den Stacheln Nadeln, die

ganzen Blätter aber benützte man als Ziegel zum Decken der Dächer.

Endlich verfertigte man, ebenfalls aus dem Safte, den Maguei-Wein oder die Pulque, und man gewann von einer einzigen Pflanze an hundert Flaschen.

Was aber dieses Getränke betrifft, so benutzten es die alten Mexikaner so ziemlich auf gleiche Weise, wie wir die Spirituosen, mit welchen uns in früheren Zeiten, durch Noah und Andere, der liebe Gott beschenkte, und heute die Wissenschaft und die Fabriken versorgen.

Sie genossen es, dann und wann, mit Mäßigkeit und in Liebe und Eintracht, sie betranken sich aber auch in demselben auf abscheuliche Weise, hielten Tage lang andauernde Zechgelage, „und es galt für eine große Ehre, wenn Einer recht viel davon trinken konnte.“ *)

Nachdem die ersten Begrüßungen und Wiedererkennungs-Scenen vorüber, lud Sempola ihre Gäste ein zuzulangen, was diese nicht verschmähten, und während des Essens jene leichten und nichts-

*) So sagt ein spanischer Offizier, der Cortez begleitete, in einem kleinen Werkchen, welches gegenwärtig nur noch in der italienischen Uebersetzung des Giov. Batt. Ramusio, 1556, übrig ist. B.

sagenden Gespräche führten, wie dieselben auch heute bei uns unter ähnlichen Umständen gehalten werden.

Nach der Mahlzeit indessen begann das Gespräch zu stocken.

Donna Marina begriff, daß sie nicht allein deßhalb hierher gerufen worden sei, um eine Abendmahlzeit einzunehmen, und da ihre alte Bekannte von Pinala schweigsam und ersichtlich befangen zu werden anfing, so wollte sie dieselbe ankommen lassen, und wurde deßhalb auch wortkarg.

Endlich aber, da Sempola keine Miene machte mit der Farbe herauszurücken, so sagte Marina ohne weitere Umstände:

„Ich liebe nicht lange hinter dem Berge zu halten, meine liebe, alte Freundin Sempola, und da ich glaube, daß Ihr Etwas auf dem Herzen habt, so bitte ich Euch ohne Scheu zu sprechen."

Sempola warf einen Blick nach Xaramillo, der, da er sich doch einmal in fremdem Lande befand, auch dessen Produkte kennen lernen wollte, und sich lebhaft mit dem Genusse des Maguei-Weines beschäftigte, und sagte:

„Dieser Lopelucio (vornehme Herr), der, wie seine Unterkleider zeigen, einer der Teules ist,

welche unsere Stadt beehren, versteht sicher auch geläufig unsere Sprache zu sprechen?"

„Nein," erwiderte Donna Marina, „keine Sylbe versteht er, ich schwöre Euch das, es ist mein Diener, und ich nahm ihn nur aus Gewohnheit mit mir, da er mich fast stets begleitet."

Zuverlässig setzte Sempola nicht den mindesten Zweifel in die Worte Donna Marina's, denn sie erwiderte sofort:

„Wenn dieser lange Spitzbube Dein Sklave ist und unsere Sprache nicht versteht, so kann ich ungestört mit Dir sprechen, denn dieses Mädchen, welche Du Luisa nennst, ist eine der Unsrigen, und wird uns nicht verrathen.

„So höre denn, meine liebe Malintzin, was ich Dir zu sagen habe, und was Dein Herz mit Freude erfüllen wird.

„Die Götter haben sich endlich gnädig gegen uns gezeigt, und uns erkennen lassen, daß diese fremden Räuber keine Teules, oder Götter sind, wie wir anfänglich glaubten, sondern sterbliche Menschen wie wir, und daß der große Montezuma sich in diesem Augenblicke an dem abgeschnittenen Haupte eines dieser Spitzbuben erfreut."

Mit ausführlichen Worten und wohl mit vielfachen Uebertreibungen erzählte sie jetzt Marina

von einem Zusammenstoße der Mexikaner mit den Spaniern, welcher stattfand, nachdem Cortez schon in Mexiko eingezogen war, und durch seinen, für Spanier unglücklichen Ausgang viel dazu beitrug, das Ansehen dieser letztern zu schwächen.

In der Kürze gegeben, war die Sache folgende:

In der neu angelegten Stadt Villa rica de la Veracruz ließ Cortez den Juan de Escalante, einen tapferen und entschlossenen Mann, als Commandanten zurück, mit dem besondern Befehle, die Stämme, die sich mit den Spaniern verbündet hatten, gegen die allenthalben verbreiteten Truppen des Montezuma zu beschützen.

Da diese letzteren aber nun in der That eine Menge der den Spaniern befreundeten Indianer ausplünderten und brandschatzten, und dies, trotz der dicken Freundschaft Montezuma's und Cortez', dennoch auf des erstern Befehl, so beschloß Juan de Escalante mit den Waffen in der Hand einzuschreiten.

Er entbot verbündete Indianer vom Gebirge, und ging bei Almeria mit ihm verbündeten zweitausend Totonaken, vierzig spanischen Soldaten, drei Armbrustschützen, zwei Musketieren und zwei Geschützen den Truppen des Montezuma entgegen.

Dieser waren viertausend, die tapferen Toto-

naken ergriffen beim ersten Angriffe die Flucht, und daß die Hand voll Spanier den viertausend Spaniern gegenüber keine glänzenden Geschäfte machten, läßt sich denken.

Dennoch aber wurde das kleine Häuflein nicht vollständig aufgerieben.

Es gelang dem schwer verwundeten Escalante, sich nach Veracruz zurückzuziehen, wo er freilich, neben sechs anderen Verwundeten, drei Tage nachher starb.

Auf dem Schlachtfelde selbst aber verlor er ein Pferd, und ein Mann, Namens Arguello aus Leon, besonders körperstark und von wildem Ansehen, wurde lebendig von den Mexikanern gefangen.

Der arme Teufel gelangte nicht zu der Ehre, dem Vitzliputzli oder dessen alten Großmutter Tozi lebendig geopfert zu werden, denn er starb unterwegs an seinen Wunden, und es war sein Kopf, den man Montezuma überschickte, und an welchem er, wie Sempola erzählte, sich so außerordentlich erfreuen sollte.

In Wirklichkeit aber war dieses Vergnügen nicht so arg.

Denn obgleich der große Montezuma Menschenfleisch nicht verschmähte, und, ehe die Spanier in seine Hauptstadt einzogen, unter anderen guten

Sachen, auch mit Vorliebe kleine Kinder auf seiner Tafel gesehen haben soll, jagte ihm doch der große und mit mächtigem Barte versehene Kopf des guten Arguello großen Schrecken ein.

Er fürchtete sich vor demselben, und ließ ihn keinem der in Mexiko selbst befindlichen Götter, sondern einem auswärtigen Götzen zum Opfer darbringen.

Was Donna Marina betraf, so erschrak sie heftig, als ihre gute Freundin Sempola ihr diese Neuigkeiten mittheilte, und hatte alle Mühe diesen Schrecken zu verbergen.

Der Verlust, den die Spanier erlitten hatten, war eigentlich kein so außerordentlicher, denn selbst die Stelle des wackern Juan von Escalante war wohl wieder zu ersetzen.

Aber der Glaube an die Unsterblichkeit der Spanier war zu Nichte geworden.

Man hatte freilich bisher Verwundete derselben gesehen, sah wohl vielleicht auch Einen oder den Andern todt zur Erde stürzen, aber keiner derselben war in die Hände der Mexikaner gefallen, und so hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der Tod bei diesen verwünschten Fremden gewissermaßen wie ein vorübergehendes Unwohlsein zu betrachten sei, von dem sie sich wieder erholten, und vielleicht

nachher um so erboster auf ihre Feinde geworden wären.

Der Kopf des Arguello zerstörte alle diese Illusionen.

Er befand sich wohlverwahrt im Tempel eines auswärtigen Götzen, daß man ohne Kopf wieder lebendig werden könne, war selbst für den Glauben der Mexikaner zu stark und dazu kam noch, daß, wahrscheinlicher Weise, die anderen sterblichen Ueberreste des dahingeschiedenen Arguello von den siegreichen Truppen des Montezuma gegessen worden waren.

Donna Marina begriff, welche Gefahr aus dem Bekanntwerden dieser Nachricht für die Spanier entstehen könnte und war unschlüssig, wie sie sich Sempola gegenüber benehmen sollte, und jetzt sagte diese:

„Und nun, Malintzin, weißt Du, wie die Dinge stehen. Lange wird es nicht mehr dauern, so werden alle diese hochmüthigen Fremdlinge unseren Göttern geopfert werden, und sicher thust Du am klügsten, wenn Du heute schon nicht mehr zu ihnen zurückkehrst. Deine Freundin, welche auch eine der Unsrigen ist, wird keinen Anstand nehmen, das Gleiche zu thun. Deinen langen Sklaven aber sende zu den Seinen zurück. Findet er auch mein Haus wieder, so will ich Euch doch so sicher verstecken,

daß Niemand Euch finden soll. Seine Brüder aber werden bald andere Dinge zu thun haben, als nach Euch zu suchen."

Sie fügte dann hinzu, daß ihr Stiefvater, der Kazike, gestorben sei, und schloß, indem sie sagte:

„Ich weiß nicht, warum man Dich jenesmal von Pinala entfernt und für todt ausgegeben hat, das aber weiß ich gewiß, daß man jetzt Dich dort mit offenen Armen empfangen, und daß Deine Mutter überglücklich sein wird, Dich wieder zu sehen."

Donna Marina beschloß jetzt eben so unverholen, wie ihre alte Bekannte, zu sprechen.

Sie dankte ihr herzlich für ihren guten Willen, setzte aber hierauf hinzu:

„Meine nächsten Anverwandten haben mich nicht zum Besten behandelt, bei den Leuten in Tabasko wurde ich kaum besser als eine Sklavin gehalten, und endlich, als eine solche, diesen fremden Männern geschenkt.

„Diese Männer aber nahmen mich auf, als sei ich eine der Ihrigen, sie behandeln mich vortrefflich und erzeigen mir unverdiente Ehre. So soll ihr Schicksal auch das meine sein, ich werde bei ihnen bleiben, und ihnen zu nützen suchen, wie es mir immer möglich ist, und wenn man sie tödtet, so will ich mit ihnen sterben."

„Du bist eine Närrin, Malintzin," erwiderte Sempola, „und genau so starrköpfig, wie Du es schon als kleines Mädchen warst. Möge Tlaloch, der Gott der Reue und Betrübniß, ferne von Dir bleiben, und die Großmutter Tozi, die vergötterte Königin, Dich in ihren Schutz nehmen. Reut Dich aber Dein thörichter Vorsatz, so findest Du bei mir stets eine sichere Zuflucht."

„Ein anderer Gott beschützt mich jetzt," versetzte Donna Marina, „aber habt nochmals Dank für Eure Güte."

Sie begaben sich herauf auf den Heimweg, und Donna Luisa sagte lachend:

„Mich hat keine Seele gefragt, ob ich auch so edelmüthig sein wolle als Du, trotzdem bleibe ich genau so wie Du, wo ich gegenwärtig bin. Mein Herr Vater Xicotenga hat für mich zu Hause, mit den besten Willen, keinen Mann auftreiben können, wir waren aber kaum einige Stunden bei den Spaniern, so habe ich den Don Petro von Alvarado, den prächtigsten Kavalier von der Welt, bekommen. Schon daraus sieht man, daß die Spanier ganz andere Leute sind als die Unsrigen."

„Und dann, Luisa," sagte Donna Marina, „sind wir durch diese unsere Freunde vom Götzenglauben

abgebracht und unserer wahrhaftigen Religion theilhaftig geworden!"

„Ja," erwiderte Donna Luisa, „auch dieser sind wir theilhaftig geworden."

Obgleich sie später eine vortreffliche Christin wurde, schien zur Zeit Don Pedro doch fast noch mehr zu ihrer Anhänglichkeit an die Spanier beizutragen, als die Lehren des Pater Bartholomäus.

Xaramillo schlenderte neben den beiden Frauen her und befand sich, in Folge des ziemlich reichlich genossenen Maguei-Weines, offenbar in höchst gemüthlicher Stimmung.

Er stimmte ein spanisches Liedchen an und als sie etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, sagte er:

„Wären nicht diese Menge von einfältigen Brücken, so könnte man glauben in Sevilla, oder einer andern Stadt unseres gesegneten Spaniens zu sein, denn ich weiß nicht, macht es das Mondlicht, oder der Pulque Eurer Freundin, aber die Häuser sehen jetzt ganz anders aus als vorhin auf dem Hinwege.

„Aber," setzte er hinzu, „aus Euren Mienen habe ich bemerkt, daß Ihr einmal mit Eurer alten Bekannten von mir sprachet. Was habt Ihr denn der guten Frau von mir erzählt?"

„Ich sagte ihr," erwiderte Donna Marina scherzend, „Ihr wäret mein Mann."

„Malt den Teufel nicht an die Wand!" versetzte Xaramillo, offenbar wurde aber durch diese Worte Marina's seine Heiterkeit eher vermehrt als vermindert, und er kehrte mit der besten Laune von der Welt in das Quartier der Spanier zurück.

Die Heiterkeit des Cortez war indessen keine allzu große, als Donna Marina ihm sogleich nach ihrer Nachhausekunft das Gehörte mittheilte.

Schweigend runzelte er eine Zeit hindurch die Stirne, dann sagte er:

„Weiß Xaramillo von der Sache?"

„Nein," antwortete Donna Marina.

„Gut, da aber Donna Luisa Euch begleitete, so hat Alvarado unbedingt, so gut wie ich, zur Zeit schon Alles erfahren.

„Seid so gut, und ruft mir ihn, und laßt uns dann allein."

Bis späte in die Nacht dauerte die Unterredung des Cortez mit Alvarado, der Gegenstand derselben blieb aber kein Geheimniß.

Bereits am folgenden Tage schlichen sich heimlich, und ohne den Mexikanern auffällig zu werden, zwei Tlaskalaner in das spanische Quartier und brachten Briefe von Veracruz, durch welche die von

Sempola mitgetheilte Nachricht vollständig bestätigt wurde.

Cortez hielt nun mit seinen Hauptleuten einen Rath, und man beschloß ohne weitere Umstände den König Montezuma gefangen zu setzen, was wirklich noch an demselben Tage geschah.

Die Abführung Montezuma's in das spanische Quartier erfolgte sechs Tage nach dem Einzuge der Spanier in Mexiko, und zwanzig Tage später ließ Cortez seinen Gefangenen für eine kurze Zeit selbst Fesseln anlegen.

Man hat über diese Behandlung des „unglücklichen Montezuma" von vielen Seiten aus ein großes Lamento aufgeschlagen.

Es steht indessen fest, daß dieser „Unglückliche", während er den Spaniern gegenüber den Angenehmen spielte, heimlich das Möglichste that, sie zu verderben, und nur von seiner Schwäche und Muthlosigkeit abgehalten wurde, offen gegen sie aufzutreten.

Cortez dagegen, einmal so weit gegangen, konnte von seinem Standpunkte aus kaum anders handeln als wie er wirklich that.

Es wäre vielleicht moralischer gewesen, wenn er in Spanien geblieben und durch schwunghaften

Betrieb eines einträglichen Geschäfts sich anständig zu ernähren gesucht hätte, da er aber nun einmal mit seinen vierhundert und fünfzig kecken Gesellen sich in Mexiko befand, so konnte ihm vernünftiger Weise Niemand zumuthen, sich und den Seinen geduldig die Kehle abschneiden zu lassen.

Kapitel IV.

La triste noche. Von der ungeheueren Schande, welche dem Hauptmann Juan Xaramillo widerfuhr, und wie viel der Spanischen mit dem Leben davon gekommen sind.

Wir haben weiter oben in gedrängter Kürze eine Uebersicht der Schicksale gegeben, welche die Spanier in den ersten Jahren ihres Aufenthaltes in Mexiko zu bestehen hatten.

Indem wir auf diese flüchtige Skizze verweisen, verlassen wir jetzt, nach der Gefangennehmung Montezuma's, Cortez und die Seinen für einige Zeit, und nehmen den Faden unser Erzählung erst Ende Juni des folgenden Jahres, 1520, wieder auf, also fast nach acht Monaten.

Es hatte sich Vielerlei ereignet während dieser Zeit, aber trotzdem, daß Cortez durch die Truppen des Velasquez, welche er schlug, und die hierauf zu ihm übergingen, seine Streitkräfte bedeutend ver-

mehrt hatte, stand es dennoch schlimm um die Sache der Spanier in Mexiko.

Der Glaube an ihre Unsterblichkeit war dahin. Man nannte sie zwar noch Teules, Götter, aber man sprach davon diese Teules zu tödten, und ganz Mexiko war im offenen Aufstande gegen die Herrschaft der Fremden begriffen.

Täglich, ja stündlich wurden Angriffe mit gewaffneter Hand auf die Spanier gemacht, sie waren fast einzig auf den Aufenthalt in einem großen Opfertempel beschränkt, welchen sie als Festung benutzten, und was noch schlimmer war, als der Verlust an Leuten und die bedrohliche Abnahme von Munition, war der Umstand, daß die Mexikaner ihnen das Wasser abschnitten und keine Nahrungsmittel zu ihnen gelangen ließen.

Die tägliche Ration, welche Einer von ihnen erhielt, bestand aus fünfzig Maiskörnern.

Cortez bot nun den Mexikanern den Frieden an, aber diese lachten ihn aus.

„Jetzt also bittet Ihr um Frieden," sagten sie, „wohlan, so kommt denn heraus und seht, wie wir uns vertragen werden!"

Freilich befand sich Montezuma noch immer in der Gewalt der Spanier, aber die Mexikaner hatten sich einen andern König gewählt, einen Vetter

Montezuma's, den früheren Fürsten von Iztapalapan, welcher Cuitlahnatzin hieß, und Montezuma selbst besaß nur noch einen Schatten des früheren Ansehens.

Dennoch machte Cortez den Versuch, durch Montezuma den Frieden zu gewinnen, und nach vielen vergeblichen Versuchen ließ er sich endlich bewegen, zu Gunsten der Spanier zu seinen früheren Unterthanen zu sprechen.

Unter einer starken Bedeckung der Spanier trat er, in Mitte der Feindseligkeiten, an die Brüstung eines Söllers und begann zu sprechen, indem er die Mexikaner bat, den Kampf einzustellen, da die Spanier so bald als möglich Mexiko verlassen wollten.

Er wurde augenblicklich von den Führern der Mexikaner erkannt, sie befahlen das Pfeilschießen und Werfen mit Steinen einzustellen, und einige derselben traten vor, seine Rede zu beantworten, indessen mit für die Spanier wenig tröstlichen Worten.

„Ach, gnädiger Herr," sagten sie, „wie nahe geht uns Euer Unglück, und das Unglück Euerer Kinder und Verwandten! Wir dürfen Euch aber nicht verhehlen, daß wir einen Euerer Vettern auf den Thron dieses Landes erhoben haben.

„Täglich haben wir unsere Götter Huitzilopochtli und Tetzcatipuca*) angefleht, Euch aus der Gewalt dieser Fremden zu befreien, und sollte das noch geschehen, so werden wir Euch in größeren Ehren halten als zuvor, und hoffen auch, daß Ihr uns unser gegenwärtiges Betragen verzeihen werdet. Was aber den Krieg betrifft, so müssen wir ihn endigen wie wir ihn begonnen. Wir haben dies den Göttern geschworen, und werden nicht eher ablassen, als bis keiner dieser Fremden mehr am Leben ist."

Niemand wird läugnen, daß diese Rede so höflich als mannhaft war, und eben so den Umständen vollkommen angemessen.

Allein kaum war dieselbe beendet, so begannen die Mexikaner sofort die Spanier wieder mit einem Hagel von Pfeilen und Steinwürfen zu überschütten, und Montezuma wurde durch einen Pfeilschuß am Kopfe und durch drei Steinwürfe getroffen.

In seine Gemächer zurückgebracht, wies er alle

*) So schreibt Diaz die Namen dieser Götter, die muthmaßlich Vitzlipultzi und Tescaliputza (oder Tlaloch) sind. Auf gleiche Weise schreibt er stets Montecusuma, statt Montezuma. Es hat aber das, wie wir glauben, wenig auf sich. B.

Hülfe von sich und gab kurze Zeit darauf seinen Geist auf.

Es ist begreiflich, daß dieses unglückliche Ereigniß nur dazu beitrug, die Lage der Spanier zu verschlimmern, und da Cortez wohl begriff, daß alle weitern Vorschläge zum Frieden vollständig nutzlos, und eben seine Stellung unhaltbar, so beschloß er, sich mittelst einer List aus der Klemme zu ziehen, würde das aber nicht gelingen, auf Tod und Leben hin sich durchzuschlagen.

Er verwahrte noch einige Gefangene, Priester und vornehme Würdenträger der Mexikaner, und diese sendete er zu ihren Landsleuten, mit dem Bedeuten, daß er sich entschlossen habe, binnen acht Tagen die Stadt zu verlassen, alle gewonnenen Schätze aber zurück zu lassen.

Die Mexikaner lachten ihn aus!

Es war ihnen durchaus nicht mehr darum zu thun, die Fremden zu entfernen, sondern sie wollten sie tödten, um dieselben zu religiösen und ökonomi-Zwecken zu verwenden, das heißt ehrfurchtsvoll dieselben zuerst den Göttern zu opfern, und hierauf zu genießen.

Was dem Einen recht ist, muß dem Andern billig sein, und wenn wir Cortez das Recht zugestanden, da er doch einmal ein Eroberer war,

energisch mit seinen Gegnern zu verfahren, so müssen wir auch diesen Gegnern gestatten, sich, auf die in ihrem Lande gebräuchliche Weise, ihrer Haut zu wehren.

Da die Spanier bei verschiedenen Ausfällen bereits die Erfahrung gemacht hatten, daß ein Theil der Brücken abgebrochen, andere mit Palisaden gesperrt waren, so ließ Cortez eine bewegliche Brücke bauen, und beschloß, sogleich in der ersten Nacht, nachdem er den Mexikanern jenes Anerbieten hatte machen lassen, sich durchzuschlagen.

Es war das die Nacht vom 1. auf den 2. Juli 1520, welche, wie wir schon erwähnten, die Spanier mit dem Namen „la triste noche“ bezeichneten.

Unmöglich, und unvereinbar mit den Grenzen, welche wir uns bei unserer Erzählung vorzeichneten, ist es, die Vorgänge dieser Triste noche nur halbwegs ausführlich zu schildern, wir müssen uns auf die kürzesten Angaben beschränken, und können nur den Schicksalen unser Freundin Donna Marina einige Aufmerksamkeit schenken.

Im Allgemeinen mag von vornherein bemerkt werden, daß wohl zwei Drittel der Spanier und der mit ihnen eingeschossenen wackern und treuen Tlaskalaner getödtet wurden. So wurde zum Bei-

spiele die runde Summe von hundert Spaniern, welche sich auf einen befestigten Tempel drei Tage lang gegen die Bevölkerung von ganz Mexiko vertheidigten, endlich durch Hunger gezwungen sich zu übergeben, und sämmtlich den Göttern geopfert.

Ein Hauptunglück für die Spanier war, daß die von ihnen hergestellte bewegliche Brücke gleich beim ersten Canale umschlug und für sie verloren ging, da die Mexikaner sie kampfbereit erwarteten und, sobald ein Theil der Spanier die Brücke überschritten hatte, unter dem Rufe:

„Auf Tlateluco! Auf Tlateluco! Heraus mit Deinen Kähnen, die Teules wollen sich davon machen! Schneidet ihnen den Weg ab!“ mit ungeheuerer Uebermacht über sie herfielen, und auf diese Weise schon sogleich den Vortrab in Unordnung brachten.

Sehen wir nach dem Nachtrabe.

Juan Velasquez von Leon, und Pedro von Alvarado, der Freund Donna Luisa's, commandirten denselben. Er bestand aus dem größten Theile der Reiterei, hundert Mann Fußtruppen und einem großen Theile der Leute aus Velasquez kleinem Heere, welche zu Cortez übergegangen waren.

Einige Gefangene, worunter drei Söhne des Montezuma, ferner Donna Marina und Luisa, waren

dem Nachtrabe beigegeben, und unter besondere Obhut von dreihundert Tlaskalanern und dreißig Spaniern unter dem Hauptmanne Xaramillo gestellt.

Der Hauptangriff der Mexikaner geschah auf den Vortrapp, den Cortez führte, welchen sie sofort erkannten.

Aber Cortez hatte mit einem Theile der Seinigen bereits das jenseitige Ufer erreicht, und da man dort am heftigsten stritt, so gelang es Alvarado, wenngleich nicht ohne Verluste, mit einem großen Theile seiner Leute ebenfalls über den Canal zu gelangen.

Die Brücke, deren er sich bediente, waren die Leichname von Menschen und Pferden, ferner Koffer und anderes Gepäck, mit welchem der Canal an einzelnen Stellen so angefüllt war, daß man mit einigem Glücke darüber hinweg kommen konnte.*)

*) Wir lassen Alvarado, nach der Angabe von Bernal Diaz, und seiner eigenen Meldung an Cortez nach, auf diese Weise über den Canal gelangen. Viel aber wurde von einem berühmten Sprunge gesprochen und geschrieben, den Alvarado über diesen Canal mittelst seiner Lanze gemacht haben soll. Torquemada spricht von diesem Sprunge, ein gleichzeitiger tlaskalanischer Schriftsteller, Diego Mannoz Camargo, erzählt von demselben, und selbst

Donna Marina hatte, statt ihres Messers, einigen Schmuck an ihrer Brust geborgen, das Messer aber führte sie in der Rechten, wenn es nöthig war, kämpfend wie ein Mann.

Sie hatte bereits, mitten im Gewühle des Kampfes, das jenseitige Ufer erreicht, als Xaramillo, der sich stets an ihrer Seite gehalten hatte und eben im Begriffe war, ebenfalls das Ufer zu erklimmen, plötzlich ausglitt und in's Wasser stürzte.

Der wackere Hauptmann trug einen ziemlich schweren Brustharnisch, am linken Arme einen Schild, schwere Stiefel und überdieß unter seinem Brustharnische so viel an Goldbarren, als er dort hatte bergen können, da Cortez von den aufgehäuften Schätzen Jedem so viel einzustecken erlaubte, als er glauben mochte fort zu bringen.

Diese Belastung machte selbstverständlich das Schwimmen vollständig unmöglich, aber sie machte auch das Anklammern an der ohnedem glatten und

---

Alexander von Humboldt erwähnt dessen. Wir folgen aber, wie erwähnt, unserem Diaz, weil er ein Augenzeuge war, weil Alvarado dem Cortez selbst erzählte, daß er über Leichname und dergleichen den Canal überschritt, und endlich, weil wir noch mehr Leute über diesen Canal zu bringen haben, welche wir denselben unmöglich alle an Lanzen überspringen lassen können. B.

schlüpfrigen Uferwand höchst schwierig, und so kam es, daß Xaramillo untersank, für einen Augenblick mit dem Kopfe wieder über der Oberfläche des Wassers erschien, dann wieder verschwand und zuverlässig bald für immer verschwunden wäre, hätte Donna Marina nicht seine Bedrängniß bemerkt.

Rings umher schlug man sich und Jeder hatte genug zu thun den Lanzenstößen und Schwerthieben der Feinde auszuweichen, seinerseits dafür Aehnliches auszutheilen, und zugleich, war man Spanier, einen Schritt vorwärts zu gewinnen, um aus dem verwünschten Mexiko zu kommen, dabei waren die Hülferufe der mit den Wellen Kämpfenden in jener Nacht etwas so Gewöhnliches, daß Niemand besondere Rücksicht darauf nahm.

Donna Marina indessen ließ ihren langen Begleiter nicht im Stiche.

Sie steckte ihren Dolch in die Erde, legte sich flach nieder am Ufer des Canals, beide Arme in Bereitschaft haltend, und als der Kopf des armen Xaramillo wieder zum Vorschein kam, faßte sie ihn bei den Lederbändern, mit welchen seine Sturmhaube befestigt war, und zog, gleichzeitig ihn über dem Wasser haltend, ihn an den Rand des Ufers.

Instinktartig hatte der wackere Hauptmann seinen Degen bisher in der Faust behalten, jetzt

aber warf er ihn auf das Ufer, hob sich mit beiden Armen an demselben in die Höhe, und während Donna Marina, die sich nun erhoben hatte, ihm kräftige Hülfe leistete, war er in wenigen Augenblicken am Lande.

Und jetzt ergriff Xaramillo seinen Degen und Donna Marina ihr Dolchmesser, und da keine Zeit war Redensarten auszutauschen, so warfen sich Beide auf einen Haufen Mexikaner, die Donna Luisa, nur beschützt von einem einzigen spanischen Soldaten und ein paar Tlaskalanern, hart bedrängten.

Trotz ihrer bedeutenden Ueberzahl ergriffen die Mexikaner doch bald die Flucht, ohne Zweifel erschreckt durch das plötzliche Erscheinen Xaramillo's, und wie es unter ähnlichen Verhältnissen bisweilen zu gehen pflegt, so befanden sich jetzt unsere Freunde, obgleich man sich ringsum fast allenthalben schlug, doch nur allein und keinem Feinde gegenüber.

An ein Commando, an ein regelmäßiges Vorrücken, ja nur an ein Zusammenhalten der Truppen war in jener unglücklichen Nacht nicht mehr zu denken.

Nachdem die bewegliche Brücke, auf welche die Spanier ihre volle Hoffnung gesetzt hatten, beim ersten Versuche sie zu benützen verunglückt war, und gleichzeitig die ungeheuere Uebermacht der Mexikaner

von allen Seiten auf die Abziehenden sich stürzte, wurde aus diesem Abzuge eine Flucht, eine ungeregelte Flucht, bei welcher Jeder nur trachtete sobald als möglich Mexiko hinter sich zu haben.

Unser kleines Häufchen, Donna Marina und Luisa, Xaramillo und ein zweiter Spanier, dann ein Dutzend Tlaskalaner, überlegten eben, wie dies am besten in's Werk zu setzen, als einer der Tlaskalaner einen Vorschlag machte.

„Diese mexikanischen Hunde", sagte er, „haben alle Kähne, deren sie habhaft werden konnten, an diese Seite der Canäle gebracht, um uns den Uebergang zu verwehren. Da aber trotzdem ein Theil der Unsrigen bereits das feste Land erreicht hat, so ist kaum zu bezweifeln, daß Viele von ihnen ihre Kähne verlassen haben, um am Lande mit den Unsrigen zu kämpfen. Suchen wir durch diesen Stadttheil zu gelangen, und am Ufer des zweiten Canals vielleicht einige Kähne zu gewinnen. Haben wir einmal, drüben, das feste Land erreicht, so werden die Götter uns weiter helfen."

„Nicht übel," erwiderte Xaramillo, „gehen wir die Kähne suchen, und erreichen wir das feste Land, so ist es mir vorläufig gleichgültig, ob Euere Götter, oder der Teufel uns dorthin geführt haben,

denn zwischen Beiden ist kein großer Unterschied. Aber helfe, was helfen mag!"

Die Mexikaner, mit welchen unsere Freunde sich kurz vorher noch geschlagen hatten, waren spurlos verschwunden, einige andere kämpfende Gruppen hatten sich ebenfalls entfernt, und die Tlaskalaner, welche sich noch am besten in der Stadt auskannten, gingen voran, um durch die sich kreuzenden Straßen den nächsten Weg zum zweiten Canale zu finden.

Es war, wie Diaz sagt, eine ziemlich dunkle Nacht, ein leichter Nebel lag über der Stadt und dem Wasser, und es fiel ein feiner Regen.

Für Leute aber, wie die Indianer von Tlaskala, und unsere beiden spanischen Abenteuerer, waren das keine Hindernisse den Weg nicht so gut wie bei Tage zu finden, und, immer zum Kampfe gerüstet, schritten sie in guter Ordnung vorwärts, um, stets Querstraßen einhaltend, zum jenseitigen Canale zu gelangen.

In einiger Entfernung hörte man den Lärm des Kampfes, das wüthende Geschrei der Mexikaner und den Schlachtruf der Spanier: „Santjago!" indessen nur wenige Schüsse, theils weil die Munition spärlich geworden war, theils weil die Zeit zum Laden gebrach. In den Straßen aber, welche

unsere Freunde durchschritten, herrschte Ruhe und Stille.

Die Männer waren ausgezogen die Spanier zu bekämpfen, die Frauen hielten sich geborgen in ihren Häusern, und nur hier und da schimmerte durch die Ritze eines Ladens ein schwacher Lichtschein.

Plötzlich faßte Xaramillo Donna Marina am Arme:

„Senorita," sagte er mit gedämpfter Stimme, „hier ist das Haus Euerer Freundin von Pinala, welche Euch Schutz und Hülfe versprach. Trotzdem daß die Läden geschlossen sind, sieht man doch, daß Licht im Innern brennt. Pocht an und tretet ein, so seid Ihr gerettet."

Donna Marina warf einen Blick nach dem Hause und erkannte es in der That als das ihrer alten Bekannten Sempola. Sie ging indessen vorüber und entgegnete dem Hauptmann:

„Ich bin eine Christin, Don Juan Xaramillo, und gehöre Cortez an, Eurem großen Heerführer, und was auch das Loos der Spanier sein möge, so ist es auch das meinige."

„Und ich", versetzte Xaramillo, „gehöre Euch an, Donna Maria, und bin Euer Hund, der nicht

mehr von Eueren Ferſen weichen und Euch im Nothfalle mit ſeinen Zähnen vertheidigen will!“

Der gute Hauptmann Xaramillo war ein wenig in Begeiſterung gerathen und wir zweifeln nicht, daß er Wort gehalten haben würde, es fügte ſich indeſſen anders.

Die vorausgehenden Tlaskalaner hatten nun faſt das Ufer des letzten Canals erreicht und blieben jetzt vorſichtig ſpähend ſtehen, dann warf ſich Einer von ihnen auf die Erde, um kriechend die Uferwand zu erreichen und zu erforſchen, ob ihre Vermuthung bezüglich der Kähne ſich beſtätigen würde, und der Erfolg war in der That ein höchſt günſtiger.

Zwar nicht an dieſer Stelle, aber kaum fünfzig Schritte weiter abwärts, lagen acht bis zehn Kähne am Ufer befeſtigt, und man machte ſich nun, ſo viel als möglich ſich längs der Häuſer haltend, auf, um die Stelle zu erreichen und mittelſt der Kähne das feſte Land gewinnen zu können.

Noch etwa zehn Schritte hatte man zu gehen, um bis zu dem erſten Kahne zu gelangen, als der dem kleinen Zuge voranſchreitende Tlaskalaner plötzlich ſtille ſtand.

Dann ſtieß er einen leiſen Warnruf aus, und trat einen Schritt zurück.

Im nächſten Augenblicke erſcholl der Schlacht-

ruf der Mexikaner, und Xaramillo und die Seinen waren von sicher der dreifachen Ueberzahl von Feinden umringt, und der Ueberfall geschah so plötzlich und mit solcher Heftigkeit, daß die Angegriffenen kaum von ihren Waffen Gebrauch machen konnten.

Wahrscheinlich hatten die Mexikaner, ihre Kähne bewachend, dicht an den Häusern, im Schatten derselben, auf der Erde gelegen, und, ihre Feinde schon von der Ferne erblickend und deren Absicht errathend, ließen sie dieselben ankommen, um sie mit ihrer Ueberzahl zu bewältigen.

Kaum wäre ihnen das mißlungen, wenn nicht die Fechtweise, deren sich in jener Nacht die Mexikaner vorzugsweise bedienten, dieselben in Nachtheil gebracht hätte.

Diese Fechtweise bestand darin, sich in der Mehrzahl an einzelne Feinde zu drängen, sie zu entwaffnen und, womöglich unverwundet, gefangen zu nehmen, um sie später den Göttern opfern zu können, und ein Augenzeuge jener triste noche sagt, daß kaum ein einziger Spanier mit dem Leben davon gekommen wäre, wenn die Mexikaner nicht wie wahnsinnig darnach gestrebt hätten, sie lebend in ihre Hände zu bekommen.

Gründlich haßten sie freilich auch die Tlaska-

laner, als die Bundesgenossen der Spanier, aber jene wurden als weniger feine und den Göttern wohlgefällige Opfergegenstände betrachtet, als die Teules, die Spanier selbst.

Aus diesem Grunde hatte sich im ersten Augenblicke des Ueberfalles ein halbes Dutzend Mexikaner auf Xaramillo geworfen, und während einer derselben seine Arme festhielt und ihn verhinderte von Schwert und Dolch Gebrauch zu machen, suchten die andern eine Schlinge an seinen Füßen zu befestigen, um ihn zu Boden zu werfen.

Der wackere Xaramillo wehrte sich wie ein Rasender, seine Feinde aber waren ihm zu rasch auf den Leib gekommen, und ohne Zweifel wäre er in der kürzesten Zeit von ihnen zu Boden geworfen worden, hätte Donna Marina nicht eben noch rechtzeitig seine Bedrängniß bemerkt.

Sie hatte eben mit einem der Feinde einen siegreichen Kampf bestanden. Die Mexikaner gebrauchten zu jener Zeit schwere zweihändige Schwerter von Holz, die oben mit einer in das Holz eingelassenen Klinge von Feuerstein versehen waren. Der Mann führte einen wuchtigen Hieb mit einem solchen Schwerte nach ihr, der sie unbedingt getödtet haben würde, Donna Marina aber sprang flink zur Seite, dann aber eben so rasch

gegen ihren Feind, den sie mit einem Stiche ihres Messers in den Hals tödtete, ehe er zu einem zweiten Hiebe ausholen konnte.

In diesem Augenblicke sah sie die Noth, in welcher sich ihr Freund Xaramillo befand.

Sie stürzte hinzu und auch hier vollbrachte ihr Messer blutige Arbeit.

In wenigen Sekunden war der rechte Arm Xaramillo's frei, und eben so rasch hatte er sich mittelst des Knaufes seines schweren Haudegens der beiden seiner Feinde entledigt, welche sich an seinen linken Arm gehängt hatten, und jetzt gab die Wuth, in welche er versetzt war, der Sache den Ausschlag.

Die Spanier hatten eine außerordentliche Abneigung gegen den Gedanken, den mexikanischen Göttern geopfert zu werden.

Theilweise vielleicht von ihrem Standpunkte als gute Christen aus, großentheils aber wohl auch gewisser religiöser Ceremonien wegen, welche die mexikanischen Opferpriester ausübten, und welche mit bedeutenden Unannehmlichkeiten verknüpft waren für das Subjekt, welches geopfert werden sollte.

Xaramillo aber, der gar wohl begriffen hatte, weßhalb man sich seiner lebend bemächtigen wollte, stürzte sich, als er wieder frei geworden, mit solcher Raserei auf die Mexikaner und theilte so furchtbare

Schwerthiebe aus, daß bei diesen die frühere Furcht vor den spanischen Kämpfern wieder rege wurde. Sie begannen zurückzuweichen, und da der andere Spanier und die Tlaskalaner den Hauptmann wacker unterstützten, so war ihre Flucht bald eine vollständige.

Die Kähne waren gewonnen, und nachdem man die Feinde noch eine kurze Strecke verfolgt hatte, zögerte man nicht, sich in die Kähne zu begeben, um so rasch als möglich das jenseitige Ufer zu erreichen.

Als man sich bereits eine Strecke weit auf dem Wasser befand, sagte Xaramillo halblaut zu Donna Marina:

„Es ist eine große Schande!"

„Was denn?" entgegnete diese.

„Eine große, eine ungeheuere Schande!" wiederholte der Hauptmann.

„Werde ich erfahren," sagte jetzt Donna Marina, „was Ihr für eine so große Schande haltet?"

„Daß eine Frau, in einer einzigen Nacht, zweimal einem Manne das Leben gerettet hat!" antwortete Xaramillo.

„Gebt Acht," erwiderte Donna Marina lachend, „daß es nicht zum dritten Male geschieht."

Das war Alles, was zwischen den Beiden über

die Vorgänge dieser Nacht gesprochen wurde. Was übrigens Donna Marina betraf, so wußte sie freilich, daß die scheinbar mürrischen Worte des Hauptmanns aus dem dankbarsten Herzen kamen.

Eine Gelegenheit zu einer dritten Rettung fand indessen in dieser Nacht nicht statt, Donna Marina aber, und Donna Luisa, finden wir später in den unterirdischen Gewölben eines Opfertempels außerhalb Mexiko's wieder.

Die Spanier hatten sich in demselben festgesetzt, und konnten sich dort, für einige Zeit, mit Erfolg vertheidigen. Die beiden Frauen aber lagen, an einander geschmiegt wie zwei Kinder, und bedeckt mit einem alten Reitermantel, auf der Erde, frierend, und Gott dankend für ihre Rettung und die derjenigen, welche die Ihrigen geworden waren, wenngleich diese Rettung nicht allzu glänzend ausgefallen war.

Denn:

Am 24. Juni 1520 zog Cortez wieder in Mexiko ein, wo Alvarado mit etwa achtzig Spaniern lag. Mit den Truppen, welche von der gegen ihn ausgesendeten Streitmacht des Velasquez auf Cuba zu ihm übergegangen waren, brachte Cortez fast vierzehnhundert Mann mit sich. Darunter siebenundneunzig Reiter, achtzig Arm-

brustschützen und eben so viele Musketiere, mehr als zweitausend Tlaskalaner und, wie Diaz schreibt: „mit der schönsten Artillerie.“

Nach dem Auszuge aus Mexiko kamen die Spanier gegen Mitte Juli desselben Jahres in Tlaskala an mit vierhundert und vierzig Mann, zwanzig Pferden, zwölf Schützen und sieben Musketieren.

Von den Frauen, welche die Spanier begleiteten, kamen, bis auf Donna Marina und Luisa, fast alle um das Leben.

Ein alter frommer Spruch aber sagt, man müsse Gott für Alles danken, und wir wollen dem nicht widersprechen.

Kapitel V.

Von einer zweiten, kaum weniger schlimmen Nacht als jene, so im vorigen Kapitel abgehandelt worden, von der Verzweiflung Donna Marina's, wie sie ihre liebe Mutter und andere gute Freunde wiedersah, und eine „Versorgung" bekam, respektive verheirathet wurde.

Wenn man alle Dienste aufführen wollte, welche Donna Marina Cortez, und überhaupt den Spaniern, leistete, so müßte man einfach eine Geschichte der Eroberung Mexiko's schreiben.

Allenthalben, wo irgend eine Gefahr zu bestehen war, finden wir den Namen dieser wackeren, treuen und besonnenen Frau erwähnt, und ihre Nützlichkeit für die Spanier bestand nicht allein im Dolmetschen, sondern, sie errang auch bedeutende Vortheile für dieselben durch ihre Kenntniß mit den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen, durch Rathschläge und durch vermittelnde Worte.

Ein einzig Mal finden sich Zeichen von Schwäche bei dieser merkwürdigen Frau erwähnt, und das

zwar bei der zweiten Eroberung Mexiko's durch Cortez im Jahre 1521, wohl aber ist diese von Donna Marina gezeigte Schwäche zu entschuldigen, wenn man deren Veranlassung erfährt.

Es ist unmöglich, ein klares Bild zu erhalten von der Belagerung und Erstürmung Mexiko's, ohne einen Plan der Stadt aus jener Zeit vor sich zu haben, und kaum wird ein solcher existiren.

Die gleichzeitigen Geschichtsschreiber aber, welche Augenzeugen waren, und eben so unser Bernal Diaz, sprechen von der Stadt Mexiko und ihren Straßen und Tempeln, vom See, und von der unzähligen Menge von Gräben, Dämmen und Canälen, wie von Dingen, welche aller Welt so genau bekannt sein müßten, als ihnen selbst.

Ist aber deßhalb ein Totalüberblick nicht möglich, so können wir auf der andern Seite uns dennoch von verschiedenen einzelnen Vorgängen und Kampfesscenen ein ziemlich deutliches Bild gewinnen, und ein solches wollen wir jetzt zu schildern versuchen, indem wir dabei der Erzählung unseres Bernal Diaz folgen.

Nachdem er, auf oben erwähnte Weise, von den Canälen, Dämmen und Wassergräben spricht, welche des Tages über die Spanier unter steten Kämpfen auszufüllen bemüht waren, während sie die Mexi-

kaner des Nachts wieder mit Wasser füllten, erwähnt er eines kühnen Gedanken Cortez.

Ueberdrüssig dieser ewigen Plackereien, beschloß er einen Handstreich.

Mit der gesammten ihm zu Gebot stehenden Macht wollte er über die Dämme und Canäle hinweg stürmen, in die Stadt selbst eindringen und auf dem Tlatelolco, dem Hauptplatze Mexiko's, der bedeutend größer als der von Salamanka war, sein Lager aufschlagen und von dort aus, auf festem Boden, die Mexikaner bekämpfen.

Der kecke Plan fand im Kriegsrathe Gegner, dennoch aber bestand Cortez darauf ihn durchzuführen, und Diaz, indem er die zu Gebot stehenden Streitkräfte anführt, sagt wörtlich:

„Nachdem Cortez unsere guten (gegen seine Ansicht lautenden) Gründe, welche wir schriftlich eingaben, gelesen, bestand er dennoch darauf, daß alle drei Divisionen mit sämmtlichen Reitern, Musketieren und Schützen, am andern Tage mit dem größten Nachdrucke bis auf den Tlatelolco vordringen, und daß die Mannschaften von Tlaskala und Tezuco und die Ortschaften in den Seen, die sich kürzlich unterworfen, aufgefordert werden sollten, kräftig mitzuwirken, und die Letztern besonders,

unseren Brigantinen mit allen ihren Kähnen Beistand zu leisten."

Auch die größten Feinde der Spanier jener Zeit*) vermögen nicht ihnen Muth und zähe Ausdauer abzusprechen.

In Folge dessen gaben sie den Widerstand gegen Cortez Plan auf, und am nächsten Morgen stürmten die drei Heereshaufen, oder Divisionen, wie Diaz sagt, von drei verschiedenen Seiten aus, gegen die Stadt an.

Am Anfange ging Alles vortrefflich.

Cortez und Sandoval drangen wacker vorwärts mit ihren beiden Divisionen, und auch die dritte, zu welcher unser Diaz gehörte, nahm verschiedene Brücken und Verschanzungen weg, und da der Anfangs heftige Widerstand nach und nach schwächer wurde, glaubten die Spanier bereits Herr des Tages zu sein.

Plötzlich aber wendete sich das Blatt auf höchst unglückliche Weise für dieselben.

Cortez hatte, wie sich Diaz ausdrückt, eine sehr tiefe Brückenöffnung genommen, aber versäumt, die-

*) Die heutigen sind gebildeter. Sie „säkularisiren" und machen in Republik.

selbe auszufüllen, und drang jetzt rasch auf einem ziemlich schmalen Damme vorwärts.*)

Der Feind schien überrascht und floh, scheinbar nur schwache Gegenwehr leistend, plötzlich aber, und nachdem die Mexikaner Cortez und die Spanier weit genug vorwärts gelockt hatten, fielen sie mit ungeheuerer Uebermacht über die Spanier her und umzingelten dieselben von allen Seiten.

Besonders wurden die Spanier jetzt von den Kähnen des Feindes bedrängt, die derselbe schlau verborgen hatte und welche, eingerammter Pfähle halber, von den spanischen Brigantinen nicht bekämpft werden konnten, und endlich, an einer besonders morastigen Stelle, welche das Weiterkommen äußerst erschwerte, löste sich der Rückzug der Spanier in vollständige und regellose Flucht auf.

Cortez allein suchte Stand zu halten und rief:

„Fest angeschlossen, Ihr Herren! wie? wollt Ihr auf solche Weise dem Feinde den Rücken kehren!“

„Jedoch,“ sagt Diaz, „alles Reden half hier

*) Nicht vollkommen verständlich ist, uns wenigstens, das Folgende. Wenn Cortez und seine Leute, vorwärts gehend, die schlimme Stelle passirten, warum konnte das nicht eben so gut rückwärts geschehen? Vielleicht zog man sich ein wenig allzu schnell zurück.

nichts mehr,“ in wilder unüberlegter Flucht flohen jetzt die sonst so tapferen Spanier, und wurden von den Mexikanern bis an ihr Lager verfolgt.

Cortez selbst, der am Beine verwundet war, befand sich in der größten Gefahr lebend in die Hände des Feindes zu fallen.

Ein halbes Dutzend mexikanischer Hauptleute hatten ihn gefaßt, und es wäre ihm wohl schlimm ergangen, hätte sich nicht ein tapferer Soldat, Christobal von Oli, und ein zweiter, Namens Serma, auf die Feinde geworfen und ihn heraus gehauen.

Der Haushofmeister des Cortez, Christobal von Guzmann, welcher mit einem frischen Pferde herbeieilte, wurde indessen von den Mexikanern gefangen, und im Ganzen fielen von der Division des Cortez allein sechzig und etliche Spanier in die Hände des Feindes, und sogleich weiter unten werden wir sehen, was das Loos dieser armen Teufel war.

Auch an angenehmen und aufheiternden Redensarten von Seite der Mexikaner fehlte es nicht.

Kaum viel besser, als Cortez, erging es der Division von Alvarado, bei welcher unser Diaz stand. So wie Cortez war auch dieser allzu rasch vorgedrungen, und erlitt beträchtliche Verluste, die Mexikaner aber warfen fünf blutende Köpfe von Spaniern in ihre Reihen, und riefen:

„So werden wir auch Euch thun, wie wir dem Cortez, dem Sandoval und allen seinen Leuten gethan, denn dies sind ihre Köpfe!“

Zur Erhöhung der Festlichkeit aber schlug man auf der Spitze des Haupttempels die „große Trommel,“ welche man auf zwei bis drei Stunden im Umkreise hören konnte, und brachte zugleich vorläufig die Herzen von zehn Spaniern den Göttern zum Opfer.

Auch die Abtheilung Sandovals erlitt schwere Verluste, obgleich weder er, noch Cortez, physisch wenigstens, die Köpfe verloren hatten. Die Mexikaner aber im reichlichen Besitze von abgeschnittenen Köpfen, wiederholten den Schwindel mit denselben auch bei den anderen Divisionen, so zum Beispiel bei der von Cortez, dem sie die angeblichen Köpfe von Pedro von Alvarado und Gonsalo von Sandoval zuwarfen, was Cortez und seine Leute glaubten und ihre Niedergeschlagenheit noch vermehrte.

Wir wollen aber nicht weiter diesen Unglückstag der Spanier schildern, sondern nur noch unseres alten Bekannten, des Hauptmanns Juan Xaramillo erwähnen, der sich tapfer hielt, und als Commandant einer Brigantine eine andere, schwer bedrängte aus den Händen des Feindes befreite.

Des heiteren und reizenden Abends, der auf diesen Tag folgte, müssen wir dennoch gedenken,

und unbedingt wird es das Beste sein, wenn wir unsern Gewährsmann Diaz, als Augenzeuge, wieder selbst sprechen lassen.

„Als wir endlich," sagt er „mit saurer Mühe, großen Verlusten und schweren Besorgnissen, über ein tiefes Wasser hinweg, unser Standquartier erreicht hatten, und uns nun einigermaßen in Sicherheit fühlten, standen Sandoval, Francisco von Lugo, Andreas von Tapia und Pedro von Alvarado beieinander, und erzählten, wie es jedem von ihnen ergangen war, und was Cortez angeordnet.

„Da ertönte die große Pauke des Huitzilopochtli (Vitziputzli) auf's Neue, und nun stimmte die ganze teuflische Musik von Muscheltrompeten, Hörnern und anderen Instrumenten mit ein.

„Es klang graushaft erschütternd und beängstigend von der Spitze des großen Opfertempels herab, aber noch entsetzlicher ward Alles für uns, als wir hinaufsahen, und mit eigenen Augen Zeugen werden mußten, wie die Mexikaner unsere unglücklichen Kameraden, welche sie bei Cortez Niederlage gefangen genommen, ihren Götzen opferten.

„Wir konnten ganz deutlich die Plattform sehen, wo die Kapellen mit den verfluchten Götzen standen, und wie sie einem Theile der Spanier die Köpfe mit Federn schmückten, und sie vor dem Huitzilopochtli

herumzutanzen zwangen, und sie dann gerade auf einen großen Stein ausstreckten, ihnen mit ihren Messern von Feuerstein die Brust aufschlitzten, die zuckenden Herzen herausrissen und sie ihren verfluchten Göttern darbrachten.

„Ja, das mußten wir mit ansehen!

„Und wie sie dann die Leichen der unglücklichen Schlachtopfer bei den Füßen faßten, sie die Stufen des Tempels herab warfen, und andere Henkersknechte unten standen, welche sie in Empfang nahmen, Arme, Beine und Köpfe von den Leibern trennten, die Gesichtshäute zum Gerben abzogen, um sie mit den Bärten zum Spiel und Hohn bei ihren Gelagen aufzubewahren, und das übrige Fleisch abschnitten, um es aufzuessen.

„So gingen die Mexikaner mit allen gefangenen Spaniern um, und nur die Eingeweide wurden den Tigern, Löwen, Ottern und Schlangen vorgeworfen, welche sie in ihren Menagerien unterhielten.

„Ja, diese abscheulichen Grausamkeiten mußten wir, von unserem Standquartier aus, mit unsern eigenen Augen ansehen, und der geneigte Leser mag sich vorstellen, wie entsetzlich es uns dabei zu Muthe war, und wie dieser Anblick für uns so quälend sein mußte, da wir so nahe bei unsern un-

glücklichen Kameraden waren und ihnen doch nicht helfen konnten.

„Jeder dankte Gott in seinem Herzen, und dachte: so würde es mir heute auch ergangen sein, wenn mich Deine große Gnade nicht vor dem grausamen Tode bewahrt hätte.

„Wie wir nun den Greuel mit ansahen und unser Innerstes empört war, kamen neue, große mexikanische Heer-Schaaren über uns, und setzten uns von allen Seiten so gewaltig zu, daß wir uns ihrer kaum erwehren konnten.

„Dazwischen schrieen sie immer: „„Seht nur dort hinauf! so müßt Ihr Alle enden! Das haben uns unsere Götter oft genug versprochen!““

„Noch viel entsetzlicher waren aber die Drohungen die sie gegen unsere Freunde von Tlaskala ausstießen. Sie warfen Arm- und Beinknochen von ihren Landsleuten und von den Unsrigen, die sie gebraten und abgenagt hatten, unter sie hinein, und riefen dabei:

„Schon haben wir uns an dem Fleische Eurer Brüder und der Teules (der Spanier) gesättiget, da möget Ihr Euch denn den Abhub wohl schmecken lassen! Merkt Euch die Häuser wohl, die Ihr uns niedergerissen. Ihr müßt sie uns noch viel größer und schöner wieder aufbauen. Haltet nur

getreulich zu den Teules. Ihr sollt auch nicht von ihnen weichen, wenn wir sie den Göttern opfern!"

In dieser unglückseligen Nacht war es, wo Donna Marina von ihren Gefühlen dergestalt überwältigt wurde, daß man für ihren Verstand und fast für ihr Leben zu fürchten begann.

Sie war im Standquartiere des Cortez zurückgeblieben, selbstverständlich dessen Hoffnung auf einen vollständigen Sieg theilend. Als aber derselbe verwundet, entmuthigt und niedergeschlagen zurückkehrte, und sie die bedeutenden Verluste erfuhr, welche er erlitten, suchte sie ihn mit verständigen Worten zu trösten und ihm Muth einzusprechen.

Sie selbst aber gerieth dann vollständig außer sich, als sie am Abende Zeugin der Opfer-Scene auf den Zinnen des Tempels sein, und das Jammergeschrei der Geschlachteten hören mußte.

War es allein das Mitleiden mit jenen Unglücklichen, oder drängten sich ihr zugleich Zweifel auf über die Güte und Allmacht des Christengottes, auf welche zu vertrauen man sie gelehrt hatte, das mag wohl unentschieden bleiben, aber sie gerieth vollständig außer sich, sie warf sich auf die Erde nieder, raufte ihr Haar, zerriß ihre Kleider, Gebete hersagend und wieder Verwünschungen ausstoßend, und

in ihrer Landessprache den Gott der Christen und gleichzeitig die alten, verlassenen Götter um Barmherzigkeit anflehend.

Cortez hatte genug mit sich selbst zu thun, um sich mit der Verzweifelnden abzugeben, und eben so ging es den Soldaten, welche fast unaufhörlich vom Feinde bedrängt wurden, und nur ihr alter Freund Xaramillo nahm sich einige Minuten Zeit, die fast Bewußtlose von der Erde aufzuheben und auf seinen Armen hinweg zu tragen, um sie der Obhut der Donna Luisa zu übergeben. —

Nicht immer aber hatte Donna Marina solche Fährlichkeiten zu bestehen und solch schweren Kummer zu tragen, und sehen wir jetzt, indem wir abermals einen Zeitraum von fast zwei Jahren überspringen, unsere Heldin glücklich in Jugend-Erinnerungen, und edelmüthig ihr zugefügte Unbill vergebend und vergessend.

Trotz der Unfälle, welche Cortez anfänglich bei der Belagerung von Mexiko erlitt, wurde er dennoch Herr der Stadt.

Quauhtemoctzin, der Beherrscher Mexiko's und Nachfolger Montezuma's, war sein Gefangener geworden.

Die Bündnisse mit den befreundeten Eingeborenen wurden erneut und befestigt, und andere

Stämme, durch Wort oder Schwert, unterworfen, und endlich gelang es auch Cortez, seine Feinde in Spanien, wenn nicht zu beschwichtigen, doch wenigstens zum großen Theil unschädlich zu machen.

Im Jahre 1523 aber empörte sich Christoval von Oli *), in den Higueras, gegen Cortez, und der Letztere, der ausgezogen war, diesen Aufruhr zu stillen, kam bei dieser Gelegenheit, in Begleitung der Donna Marina, nach Guacasualko und besuchte auch Marina's Geburtsort, Pinala.

Dort sah Donna Marina zum ersten Male ihre Mutter wieder, welche den Befehl gegeben hatte sie zu tödten, und ihren Stiefbruder, wegen welchem sie aus dem Wege geschafft werden sollte, und welcher jetzt, nach dem Tode seines Vaters, wirklich Kazike geworden war.

Cortez hatte alle Kaziken der Provinz zusammenkommen lassen, um sie zu überreden, sich in Masse taufen zu lassen, und zuverlässig war dieses Ansinnen für Marina's Mutter und ihren Bruder weniger erschreckend als das Wiedersehen mit der Verstoßenen und so schlimm Behandelten.

Beide waren der festen Ueberzeugung, daß man

*) Nicht derselbe, welcher ihn bei der zweiten Eroberung von Mexiko aus den Händen der Feinde rettete.

sie nur gerufen habe, um sie zu tödten, und daß Donna Marina nun gekommen sei, um grausame Rache an ihnen zu nehmen.

Donna Marina aber benahm sich ganz ihrer selbst würdig.

Sie eilte auf ihre erschreckte Mutter, welche sie im ersten Augenblicke erkannt hatte, zu, trocknete ihre Thränen und beruhigte sie mit liebreichen Worten.

„Ihr wußtet nicht," sagte sie, „was Ihr thatet, als Ihr mich an jene Leute in Xicalango auslieferte, und von ganzem Herzen verzeihe ich Euch deßhalb. Durch dieses Euer unüberlegtes Handeln ist für mich unendlich viel Gutes entstanden, denn der einzige Gott, den ich jetzt anbete, lenkte Alles zum Besten, indem er mich vom blinden Götzendienste zum Christenthume bekehrte, und mich zur Begleiterin des siegreichen Cortez machte. Alles dies hat für mich einen weit höheren Werth, als wenn man mir die Herrschaft über ganz Neuspanien geschenkt hätte."

Kostbare Geschenke, welche sie ihrer Mutter und ihrem Bruder reichte, bethätigten diese sühnenden Worte, und Beide waren, in der Freude ihres Herzens, unter den Ersten, welche zum Christenthume übertraten, und ihre Mutter erhielt

in der Taufe den Namen Martha, während der junge Kazike, ihr Stiefbruder, Lazaro getauft wurde.

Der Hauptmann Xaramillo, der Zeuge dieses edelmüthigen Benehmens Donna Marina's war, sagte, nachdem sich die Anverwandten aus Pinala getröstet und vergnügt hinweg begeben hatten:

„Sagt einmal, Donna Marina, Ihr habt Euer berühmtes Messer, mit dem ihr mir zweimal aus der Patsche geholfen, stets in Eurem Gürtel stecken, warum verbarget Ihr es vorhin, als Ihr Euerer lieben Mutter ansichtig wurdet, so rasch und sorgfältig unter Euerem Gewande?"

„Weil ich", erwiderte Marina, „nicht in ein und demselben Augenblicke, ihr vergeben, und sie kränken wollte."

Der gütige Leser aber erinnert sich, daß dieses Messer von Marina's Mutter den Leuten von Xicalango, Huitzili und dessen Frau, übergeben wurde, um das Kind mit demselben zu tödten, „als einziges Erbtheil", wie Ixtolochtila, Huitzili's Gattin, auf den Stufen des Tempels sagte.

Es drängte indessen Marina, die beiden soeben Genannten wiederzusehen, und Cortez erlaubte ihr, unter Begleitung Xaramillo's einen Besuch in Xicalango abzustatten.

Grenzenlos war die Freude der beiden Alten, als sie die schöne junge Frau wiedererblickten, und nicht minder glücklich fühlte sich Marina in der Erinnerung an die Tage, welche sie dort verlebte.

Daß diese schönen Tage mit der Absicht eines kleinen Mordes begannen, schien von beiden Theilen vergessen, und wenn Marina nur daran dachte, daß sie den beiden Gatten ihr Leben verdankte, so schienen diese sich nur der Liebe zu erinnern, welche sie zu der kleinen, klugen und gutmüthigen Malintzin hegten.

Und das ist recht und höchlich zu loben. Die Tafel in Euerem Herzen, auf welcher Ihr das Schlimme verzeichnet, was Euch geschehen, sei von weichem Wachs. Das Gute aber, was man Euch gethan, schreibe Euere Dankbarkeit auf Marmor und Erz.

„Weißt Du noch, kleine Malintzin," sagte Huitzili, denn er nannte sie stets noch bei diesem ihrem früheren Namen, „weißt Du noch, wie Du da außen auf der Terrasse schlau und verständig Dich auf die Erde niederwarfest, als die beiden Strolche sich meinem Hause näherten, um nach Dir zu forschen, und Deine liebe Mutter — —"

„Ich weiß es," unterbrach ihn Marina, „und

habe nicht vergessen, wie auch Ihr mit List und Schlauheit mich gerettet habt."

Und dann sprach sie von dem früheren Aufenthalte im Hause Huitzili's, und erwähnte der geringfügigsten Dinge, der unbedeutendsten Kleinigkeiten und flüchtig gesprochener Worte.

Das Alles stand mit tiefen Zügen eingegraben auf der ehernen Tafel in ihrem dankbaren Herzen, und ein solches wird daran erkannt, daß auch das Geringste ihm unvergeßlich im Hause seiner Wohlthäter, wohl auch, wenn man dreimal so alt geworden, als die gute Donna Marina zu jener Zeit gewesen.

Instinktartig erkannten das aber die beiden alten Leute und waren glücklich darüber, sich so geliebt zu sehen von dieser jungen Frau, deren Ruhm wiederhallte in allen Provinzen des Landes.

Dennoch sagte Ixtolochtila:

„Ach, herzige Malintzin, warum haben wir Dich weggeben müssen aus unserem Hause, und warum hast Du uns die wir kinderlos, nicht eine gute und getreue Tochter bleiben dürfen!"

Das gab nun dem Gespräche eine andere Wendung.

Spottet nicht über Bekehrungsversuche, wenigstens nicht über alle.

Nichts ist natürlicher, als daß der, der wirklich glaubt, ächt und wahrhaftig (freilich rara avis), und der sich glücklich fühlt in seinem Glauben, auch Andere dieses Glückes theilhaftig zu machen wünscht.

Und aus diesem Grunde erwiderte Donna Marina auf die Frage Ixtolochtila's:

„Weil ich sonst nicht den ächten und wahrhaftigen Glauben kennen, und den einzigen wahren Gott anbeten gelernt haben würde."

Und dann begann sie mit Begeisterung von diesem Gotte zu sprechen, vom Christenglauben und von seinen Heiligen und Wundern.

Was Huitzili betraf, so schien derselbe plötzlich taub geworden zu sein, und begann mit auffälligem Eifer die Riemen an einem Paare Sandalen zu putzen und zu glätten.

Seine Gattin aber, als dem mittheilsamen Geschlechte angehörend, konnte es nicht über sich gewinnen, taub zu scheinen und stumm zu bleiben, fielen gleich die goldenen Samenkörner auf wenig fruchtbaren Boden.

„Malintzin," sagte sie, „es mag gut klingen, was Du sprichst von Deinen Göttern, wer aber so alt geworden, wie ich, verläßt die seinen dennoch nicht mehr."

„Man ist nie zu alt," versetzte Donna Marina, „um Irrthümer abzulegen."

„Ja, aber alte Leute, wie wir, begreifen nicht, daß man sein Leben lang im Irrthume gelebt haben soll," entgegnete Ixtolochtila.

„Ach," rief Donna Marina, „wenn Du die Tecleciguata*) gesehen hättest, wie sie, umgeben von leuchtendem, goldglänzenden Scheine, uns im Kampfe vorschwebte, und uns den Sieg erringen half über die hundertfältig größere Anzahl von Feinden, Du würdest glauben wie ich!"

„Sahest Du sie denn, Malintzin?"

„Ja, ich sah sie," erwiderte Marina rasch und keck.

Wir wollen nicht behaupten, daß dies wirklich der Fall gewesen, müssen aber Marina theilweise entschuldigen, da eine große Menge von Soldaten des Cortez beschworen, wirklich ein leuchtendes Marienbild gesehen zu haben, welches vor den Kämpfern in der Luft schwebte.

Die Frau des Huitzili aber sagte:

„Nun gut, ich glaube Dir, und sollte ich sie zufällig auch einmal sehen, so ist es möglich, daß ich auch an Deine Götter glaube."

*) Tecleciguata, eigentlich: die vornehme Frau. Die Mexikaner nannten die Jungfrau Maria also.

„Ah," rief jetzt Donna Marina, „und wenn Du ihren göttlichen Sohn sehen würdest, der für uns am Kreuze gestorben ist!"

„Unsere Götter," versetzte Ixtolochtila trocken, „sterben nicht."

„Verdammte alte Hexe," rief Xaramillo in spanischer Sprache. Er war der mexikanischen ein wenig mächtig geworden, und hatte mit großer Aufmerksamkeit den Bekehrungsversuchen Donna Marina's gelauscht. Diese Letztere aber beschloß dieselben vorläufig ruhen zu lassen, doch wollte sie nicht das Feld räumen, ohne wenigstens einen einzigen Vortheil errungen zu haben, und sie sagte jetzt mit schmeichelndem Tone zu der Alten:

„Sieh', ich danke Dir mein Leben, und was ich geworden, bin ich durch Deine Güte. So will ich nicht weiter in Dich dringen, Deine falschen Götter zu verlassen, sondern beten, daß der wahre Gott Dich erleuchten möge. Aber um Eines flehe ich Dich an, liebe Ixtolochtila, und Du mußt mir versprechen meine Bitte zu erfüllen.

„Nun?" fragte jene.

„Du mußt mir versprechen, den abscheulichsten Gebrauch aufzugeben, den Ihr hier im Lande habt, kein Menschenfleisch mehr zu essen!"

„Ach, liebe Malintzin," erwiderte die Alte mit

traurigem Tone, „sei außer Sorge, so gute Sachen kommen nur selten an uns arme Leute.“

Der Hauptmann Xaramillo brach in lautes Lachen aus.

„Donna Marina,“ sagte er hierauf, „Gott weiß es, daß Ihr so gut, oder vielleicht noch besser sprecht, als der Pater Bartholomäo, die aber, die verwünschte alte Hexe, Euere Ziehmutter, bekehrt Ihr nicht. Gebt es auf, denn im Grunde genommen bleibt es sich gleich, ob der Teufel eine Seele mehr oder weniger hat.

„Da wir aber heute die Gäste der verstockten Alten sind, so thut mir die Liebe, ein wenig in der Küche nachzusehen, ob sie nicht etwa, uns zu Ehren, dennoch etwas Gutes in ihren Töpfen hat, was nur selten an arme Leute kommt.“

Donna Marina nickte bejahend, und sagte dann zu Ixtolochtila:

„Kommt, Mütterchen, jetzt wollen wir in die Küche gehen und nach dem Essen sehen. Ich habe auch ein wenig kochen gelernt, und es sollte mir tausendfältige Freude machen, wenn ich Dir helfen dürfte.“

Das geschah, aber wir finden keine Aufzeichnung, ob sich die Befürchtungen des ehrlichen Hauptmanns Xaramillo bestätigten.

Als die Nacht angebrochen war, machte sich Donna Marina auf, den alten Priester zu besuchen, der, auf der Zinne des Tempels wohnend, ihr in jener früheren Zeit der Noth und Verfolgung Schutz gegeben, und sie sicher geborgen hatte.

Xaramillo ließ es sich nicht nehmen, sie zu begleiten, und war nur durch die ernstlichsten Bitten zu bewegen, an den Stufen des Tempels zurück zu bleiben, und ihr nicht auch noch weiter zu folgen.

„Der Teufel kann wissen," sagte er, „was der alte Götzendiener und Menschenschlächter dort oben mit Euch anfängt."

„Es ist der edelste Greis unter der Sonne," versetzte Donna Marina, „und ich bin bei ihm so sicher als in Mitte unsrer Krieger."

„Wenn er ein gutes Gewissen hätte," erwiderte Xaramillo, „würde er nicht, Jahr aus Jahr ein, wie ein verdrießlicher, alter Uhu, da oben auf seinem Felsennester sitzen und Zauberei, oder noch Schlimmeres treiben."

„Er lebt in Ruhe und Frieden auf der Zinne seines Tempels," entgegnete Marina, „und übt von seiner Religion nur das aus, was auch wir, als Christen, nicht mißbilligen können."

„Pfui Teufel!" rief der Hauptmann, „die ganze Religion dieser spitzbübischen Mexikaner taugt keinen

Pfennig, und wenn er auch nur das Beste davon ausübt, so kömmt es immer noch auf Mord und Todschlag heraus. Schreit aber nur rechtschaffen, wenn er Euch schlachten will, und gebt Acht, wie schnell ich dann oben bei Euch sein will."

Langsam stieg jetzt die junge Frau die mondbeglänzten Stufen des Tempels hinan.

Sie hatte die Nacht zu diesem Besuche gewählt, weil sie ebenfalls in der Nacht, bei den zwei wichtigsten Ereignissen ihres jugendlichen Lebens, jene Stufen betreten hatte.

Und in der That, Alles erinnerte sie jetzt an jene Nacht, in welcher Huitzili und seine Frau sie dorthin geführt, um sie zu ermorden.

Sie warf einen Blick über den tiefdunklen Schatten des Tempels hinweg, nach der Gegend, wo ihre Mutter gelebt hatte und heute noch lebte, und seufzte tief auf.

Vergebung?

Es bedurfte deren nicht mehr, sie hatte ihr längst vergeben.

Aber vergeben und vergessen ist Zweierlei.

Man kann vergeben, aufrichtig und von ganzem Herzen, aber das Vergessen liegt nicht in unserer Macht.

Und so dachte sie jetzt mit tiefem Schmerze

daran, daß ihre Mutter also sein konnte, und dabei war sie fast unwillig über sich selbst, daß es ihr nicht gelungen, solch' Schlimmes nicht zu vergessen.

Dann kam sie an die Stelle, an welcher sie getödtet werden sollte, und wo sie demüthig der Frau das Messer wieder reichte, die sie morden wollte.

Sie gedachte nicht ihrer flehenden Worte, ihre Mutter nicht zu schmähen, sondern sie warf sich auf die Knie zu beten für Jene, und Gott zu danken für ihre Errettung.

Dann, weiter aufwärts steigend, trat lebhaft jene Nacht vor ihre Augen, in welcher Huitzili, um sie zu verbergen, sie zum alten Priester geführt, den zu besuchen sie jetzt gekommen war.

Genau hielt sie die Stufen ein, die sie jenesmal betreten, und ihr Herz floß über vom Dank gegen Huitzili, der eigentlich dennoch allein sie gerettet aus aller Noth und Fährlichkeit, allein der heiligen Barmherzigkeit wegen.

Sie war ein wenig Ketzerin, indem sie zu sich selbst sagte:

„Der wird selig, und kömmt in den Himmel zu Gott und seinen Heiligen, auch wenn er nicht Christ wird. Sie werden ihn droben schon bekehren!"

Für eine strenge Christin jener Zeit war das

allerdings ein sonderbarer Gedanke, aber da sie einmal dabei war, solche eigenthümliche Gedanken zu hegen, so blieb es nicht bei diesem einzigen.

Sie blickte abwärts, und sah an der untersten Stufe der Treppe den langen Hauptmann Xaramillo stehen, der, auf sein Schwert gestützt, ihren Schritten mit den Augen folgte, und jeden Augenblick bereit war, ihr zu Hülfe zu eilen, sollte ihr Gefahr drohen.

„Wie ein treuer Hund steht der gute Bursche dort unten," sagte sie zu sich selbst, „über mich zu wachen und mich zu beschützen, und ich weiß, daß er Sorge und Angst meinetwegen hegt. Cortez aber, mein Herr und Gebieter, der mir tausendmal sagte, daß er mich liebe, und dem ich einen Knaben schenkte, läßt mich sorglos und unbekümmert ziehen!"

Es giebt Gedanken, die man mit Vorliebe hegt und pflegt, sich an denselben erfreut und ihnen mit Wohlgefallen nachhängt, und ein solcher war es, als Marina der Anhänglichkeit des Hauptmanns Xaramillo an ihre Person gedachte.

Wieder andere Gedanken aber drängen sich uns unwillkürlich und gegen unseren Willen auf. Man sucht sich ihrer zu entschlagen, dennoch aber kehren sie stets wieder, und ähnlich erging es jetzt Donna Marina.

Diese Gedanken aber waren die, daß Cortez' Liebe zu ihr zu erkalten beginne, oder vielleicht schon erkaltet sei.

Sie seufzte tief auf, warf unwillkürlich einen Blick auf den regungslos unten stehenden Xaramillo, und stieg dann rasch aufwärts, um die Zinne des Tempels zu erreichen.

Der Alte stand bereits oben sie zu erwarten, und empfing sie mit aufrichtiger Herzlichkeit und Freude, und indem er sie in seine Arme schloß, sagte er:

„Ich hörte, daß Du heute unten in der Stadt angekommen seiest, und wußte, daß Du kommen würdest, denn Du bist ein gutes Kind. Aber was ist aus der kleinen Malintzin für eine schmucke Frau geworden!"

Man sieht, daß der alte Götzendiener trotz der Einsamkeit, in welcher er lebte, dennoch die weltliche Artigkeit keineswegs verlernt hatte. Und dann setzte er hinzu:

„Aber nicht nur eine schöne Frau bist Du geworden, sondern auch eine mächtige, vielvermögende."

„Daß es mir wohl ergeht," versetzte Donna Marina bescheiden, „verdanke ich, nächst der Gnade meines Gottes, zunächst dem Unterrichte, den Ihr

mir ertheiltet, und den guten Lehren, welche ich von Euch empfing."

Wohlgefällig legte der Priester die Hand auf ihr Haupt. Dann sagte er:

„Und auch den Glauben der Fremden hast Du angenommen, und betest nun zu ihrem Gotte!"

Es lag nicht der mindeste Vorwurf in diesen Worten, denn bei der untergeordneten Stellung, welche die Frauen in Mexiko einnahmen, war es selbstverständlich, daß, einmal verschenkt oder verkauft, das Weib sich in alle Formen fügte, die sein neuer Gebieter ihm vorzeichnete.

Marina bejahte, und obgleich sie keine eigentlichen Bekehrungsversuche bei ihrem alten Lehrer machte, schilderte sie dennoch begeistert, und mit glühender Farbe das Glück, welches ihr durch ihren neuen Glauben geworden.

Der Alte lächelte gutmüthig.

„Du wärest," sagte er, „eine Heuchlerin, wenn Du nicht wirklich glauben würdest, was Du beschworen."

Mit schwärmerischer Begeisterung begann nun die junge Frau auf's Neue das Glück zu schildern, dessen sie theilhaftig geworden, und die Vorzüge und Vortrefflichkeit des Christen-Glaubens hervorzuheben.

Der Alte unterbrach sie nicht, als sie aber geendet, sagte er:

„Du sprichst gut, weil Du selbst gut und verständig. Aber — Malintzin! Du preisest die Güte und Barmherzigkeit Deiner neuen Götter, Deine Freunde aber, die sie anbeten wie Du, tödten deßhalb dennoch die Menschen, wie es die Unseren thun.“

„Sie tödten nur,“ versetzte Donna Marina, wenn sie angegriffen werden.“

„Malintzin! Ich denke, wenn sie in ihrem fernen Lande geblieben wären, hätte hier sie Niemand angegriffen.“

„Sie sind gekommen,“ entgegnete Donna Marina, „um durch die Wahrheit ihres Glaubens Euch Euren Irrthümern zu entreißen, und Euch verständig und glücklich zu machen.“

Der Alte nickte mehrmals mit dem Haupte, als bejahe er scherzhaft gegen seine Ueberzeugung Etwas, was er nicht glaube, dann aber sagte er:

„Jedes Land hat seine besonderen Götter, und es kann in dem Lande, welches Deine Freunde bewohnen, gute Götter geben, so wie die unseren gut und stark sind, aber ich habe auch sagen hören, daß wir die Unterthanen Eures Königs werden sollten?“

„Es ist ein guter, großer und mächtiger Monarch," erwiderte Marina.

„Ah," versetzte der Priester, schmerzlich seufzend, „auch unsere Monarchen waren gut und mächtig, und dennoch habt Ihr sie gefangen und getödtet! Aber höre, Malintzin, wenn Eure Götter so gütig, Euer Glaube so mild, und Deine Freunde so klug und verständig, warum zerstört Ihr gewaltsam unsere Tempel, und verjagt schmachvoll unsere Priester."

Die junge Frau zögerte mit der Antwort, dann aber sagte sie:

„Das mußte geschehen, um Euch Eure Irrthümern erkennen zu lassen, und Euch unserem Glauben zu zuführen, der allein der wahre ist."

„Hm, ich weiß nicht," erwiderte der Alte, „ob das mit Eurer gepriesenen Klugheit gut zusammen stimmt, in einem Lande, welches man zu erobern gedenkt, dessen Bewohnern, die man beherrschen will, gleich also in die Augen zu greifen, indem man sie rücksichtslos am Heiligsten kränkt, was sie besitzen, an ihrem Glauben, und wie man mir sagte, haben Euere eigenen Priester das gegen den ausgesprochen, der Euch hier im Land, statt Eures Königs, beherrscht."

Es war dies allerdings richtig, denn der Pater

Bartholomäo, und andere mit Cortez ziehende Mönche, mahnten dringend ab von den Gewaltthätigkeiten gegen den Kultus der Mexikaner.

Der alte Priester aber brach jetzt das Gespräch ab (woran er sehr klug that) und sprach mit seiner früheren Schülerin von andern Dingen, und nachdem Donna Marina mit Hand und Mund versprochen hatte, ihn vor ihrer Abreise noch einmal zu besuchen, schieden Beide im besten Einvernehmen.

Freudig empfing sie Xaramillo an den Stufen des Tempels.

„Ihr habt mir die Zeit lange gemacht," sagte er „und fast war ich in Versuchung, trotz Eures Verbotes, ein wenig oben nachzusehen, ob Alles in guter Ordnung. Nun aber, da Ihr wohlbehalten wieder da seid, ist Alles gut."

Mit herzlichen, aber kurzen Worten dankte Marina dem wackeren Hauptmanne für seine Anhänglichkeit, und dann schritt sie schweigend an seiner Seite dem gastlichen Hause Huitzili's zu. Sie hatte ihre eigenen Gedanken, und Xaramillo, der wohl bemerkte, daß sie nachdenklich, störte sie nicht weiter durch Fragen.

Begleitet von den Segenswünschen ihrer Freunde in Xicalango, kehrte einige Tage später Donna Marina nach Guacasualco zurück, und während sie

sich in der ersten Stadt an Jugenderinnerungen erfreut hatte, begann in der zweiten ein neuer Abschnitt ihres Lebens, und es war Cortez, der ihrem Leben diese neue Richtung gab.

Weiter oben gaben wir, getreu nach Bernal Diaz, eine Beschreibung der Person und des Aussehens von Cortez, und wir fügen, einschaltend, ebenfalls entlehnt von unserm Gewährsmanne Diaz, noch einige weitere Notizen über den Eroberer Neuspaniens bei.

Diaz sagt von ihm, daß er einen persönlichen Muth besessen habe, der vor keiner Gefahr zurückscheute, daß er den Degen mit der größten Gewandtheit und Sicherheit zu führen gewußt habe, und ferner sich einfach kleidete, aber höchst reinlich war, und daß der einzige Schmuck, welchen er nach der Sitte jener Zeit trug, in einer goldenen Kette bestand, welche er um dem Hals trug, und welche höchst zierlich gearbeitet und mit einem Kleinode versehen war, welches auf der einen Seite Maria mit dem Kinde, und auf der anderen Johannes den Täufer zeigte.

Er war ferner höflich und nachsichtig gegen seine Untergebenen, und ein großer Verehrer des schönen Geschlechts, was ihm mancherlei Raufhändel zuzog, aus welchen er aber, vermöge seines Muthes

und seiner Fechtkunst, fast immer siegreich hervor ging.

Eben so war es aller Welt bekannt, daß er die meisten seiner Pläne wohl bei sich selbst reiflich überlegte, aber Niemand kund gab, bis zum Augenblicke der Ausführung, dann aber dieselben rasch, und mit dem ihm eigenen eisernen Willen durchzuführen pflegte.

Eine solche rasche Ausführung eines wohl schon länger gehegten Planes war es, welche die oben erwähnte neue Richtung im Leben unserer Donna Marina hervorrief.

Am Tage nach der Rückkehr Marina's nach Guacasualco hatte Cortez alle ihn begleitenden Offiziere zur Abendtafel geladen, und die Heiterkeit war bereits eine allgemeine geworden, als sich plötzlich Cortez erhob, um zu „sprechen."

Es war das ein Ereigniß!

Das Toastiren trat zu jener Zeit nur sporadisch auf, und war noch nicht zur langweiligsten aller Senchen geworden wie in unseren Tagen, und es war deßhalb kein Wunder, daß Alles verstummte.

Cortez aber sprach:

„Keinem von uns, meine tapferen Kameraden, ist es unbekannt, welche große und unschätzbaren

Verdienste sich unsere theuere Donna Marina um unsere Sache, und um uns Alle erworben hat.

„Ich halte dafür, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen, sie wenigstens einigermaßen für dieselben zu belohnen.

„Ein altes Sprichwort in unserem schönen Vaterlande sagt: Gold und Liebe lassen sich nicht lange verheimlichen, und, bei meinem Gewissen!*) Es hat sich hier bewährt, denn wir Alle haben längst gesehen, daß unser tapferer Kamerade Xaramillo und Donna Marina sich lieben, und deßhalb — — — — sollen Beide, morgen, durch den Pater Bartholomäo, als Eheleute eingesegnet werden."

Konnte man vorhin, als Cortez zu sprechen begann, eine Maus niesen hören, so wäre es jetzt hörbar gewesen, wenn sich eine Fliege geräuspert hätte.

Xaramillo war leichenblaß geworden, und starrte, keines Wortes mächtig, Cortez an.

Donna Marina erröthete, und schlug die Augen nieder, indessen nicht, ohne dabei eine Sekunde lang nach Cortez zu schielen, als sie aber in seinen Augen einen, ihr wohlbekannten, freundlichen Ausdruck sah, war sie beruhigt.

---

*) „Bei meinem Gewissen!" Cortez Lieblingsschwur.

„Umarmt Euch, Kinder!“ rief jetzt Cortez, der mit Geschick die Rolle des Brautvaters spielte.

Nun, man umarmte sich, allgemeiner stürmerischer Jubel trat an die Stelle des vorherigen Stillschweigens, und am andern Morgen traute der Pater Bartholomäo das zwölfstündige Brautpaar.

Das war die Wendung im Geschicke Donna Marina's, und auf solche Weise ward sie die Frau Xaramillo, und nicht, wie Gomara erzählt, erst später auf dem Marsche nach Honduras.

Kapitel VI.

Von der großen Anhänglichkeit des Frauenzimmers überhaupt an neu aquirirte Mansperſonen, und wie Xaramillo ein Gutsherr wird, ſich höchſt glücklich fühlt, und dann ſich ſchauderhaft langweilt. Wie er ferner Gäſte bekommt, und wie ſie ihm gefallen.

Kaum kann es ſehr befremden, oder anſtößig erſcheinen, daß Donna Marina ſich ſo willig und leicht von Cortez trennte.

Sie wäre keine Frau geweſen, wenn ſie, nicht ſchon während länger Zeit, die Bemerkung gemacht hätte, daß, trotzdem ſie Cortez auf allen ſeinen Zügen begleiten mußte, dieſer ſie dennoch kälter und gleichgültiger behandelte, und daß ſeine Neigung zu ihr mehr und mehr im Abnehmen war.

Ihre Gedanken auf den Stufen des Tempels in Xicalango deuteten ſchon darauf hin.

Sie verglich das Benehmen Cortez' und Xaramillo's, und wenn eine Frau einmal Vergleichungen anſtellt, zwiſchen einem älteren Freunde und einem anderen Manne, der ihr nicht gleichgültig iſt,

so fallen diese Vergleiche meist zu Gunsten des Letzteren aus.

Freilich wäre es der jungen Frau längst gestattet gewesen, zu den Ihrigen zurück zu kehren, oder wenigstens an einem andern Orte, unter ihren Landsleuten zu leben, aber die Vorliebe, welche die Frauen in Neuspanien überhaupt für die Spanier hegten, ließ sie daran nicht denken.

Diese Vorliebe war indessen nicht unbegründet, und mag wohl entschuldigt werden.

Von den Männern im Lande wurden die dortigen Frauen fast vollständig als Sklavinnen behandelt und als Tausch- oder Handelswaare, und deutlich geht das aus einer Menge von Fällen hervor, in welchen Kaziken, und die angesehensten Männer des Landes, ihre Töchter den Fremden, den Spaniern, verehrten, um sich bei diesen angenehm zu machen, einen Friedensschluß zu erzielen, oder sonst einen Zweck zu erreichen.

Die Spanier aber behandelten diese Frauen gut und anständig, oder doch wenigstens nach europäischer Art und Weise, und diese bewiesen ihnen dagegen eine treue Anhänglichkeit.

Nach der zweiten Eroberung von Mexiko beklagte sich Quauhtemoctzin, der König und Nachfolger Montezuma's, so wie alle seine Großen, bei

Cortez, daß viele Offiziere und Soldaten sowohl von der Bemannung der Brigantinen, als auch von der übrigen Mannschaft, die auf den Dammstraßen gefochten, ihnen ihre Töchter und Frauen geraubt hätten, und baten um deren Auslieferung.

Cortez verhehlte ihnen die Schwierigkeiten nicht, ihrem Gesuche zu willfahren, indessen versprach er ihnen zu thun, was in seinen Kräften stände, und sagte ihnen, daß sie die Verlorenen aufsuchen, und zu ihm bringen sollten, wo er dann sehen wolle, welche Christinnen geworden wären, und welche Lust trügen wieder zu ihren Eltern und Gatten zurück zu kehren. Dann wolle er alle Diejenigen, welche sich für das letztere erklärten, ihnen ausliefern lassen.

Er ertheilte ihnen hierauf die Erlaubniß, die nöthigen Nachforschungen in den drei Standquartieren der Spanier anzustellen, und ließ gleichzeitig an sämmtliche Mannschaften einen Tages-Befehl ergehen, daß alle Frauen, welche wieder zu den Ihrigen zurückkehren wollten, freizugeben seien.

Die Mexikaner benützten sofort diese Erlaubniß, indem sie von Haus zu Haus gingen, und auch glücklich fast alle Verlorenen wiederfanden.

Wenig schmeichelhaft für die Suchenden war indessen dieses Wiederfinden.

Die Wenigsten der Gefundenen bezeigten Lust

zu den Ihrigen zurück zu kehren, und fast Alle blieben lieber bei den spanischen Kriegsleuten.

Viele versteckten sich, als die lieben Ihrigen kamen sie zu suchen, und sie zu dem häuslichen Heerde zurück zu führen.

Andere waren passionirte Christinnen geworden, und erklärten, daß sie, ihres Seelenheiles wegen, nicht mehr zum Götzendienste zurückkehren wollten.

Wieder Andere endlich gestanden, ohne Zweifel mit Erröthen, daß sie sich bereits in interessanten Umständen befänden, und also geschah es, daß von allen diesen verlorenen Schafen nur drei zu ihrer Heerde zurückkehrten.

Was aber dem Einen recht ist, muß dem Andern billig sein.

Erzählen wir daher einen andern Fall, wenngleich auf die Gefahr hin, allzu weitschweifig zu erscheinen, welcher Aehnliches bethätigt, wenn auch nicht unter vollkommen gleichen Umständen.

Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts fielen die streitbaren und tapferen araukanischen Indianer in die spanische Provinz Valdivia, in Chile, ein.

Sie zerstörten sieben Städte, erschlugen alle Männer und Knaben, nahmen aber die Frauen und Mädchen mit sich, um, wie sie ziemlich naiv er-

klärten, ihre Race zu verbessern, da die Europäer so außerordentlich kluge und geschickte Leute wären.

Man schloß später Frieden, und eine Bedingniß desselben war, daß die geraubten Frauen den Ihrigen zurück gegeben werden sollten.

Aber ebenfalls nur sehr wenige derselben machten von dieser Erlaubniß Gebrauch.

Religiöse Anschauungen oder Bedenken waren hier keineswegs im Spiele.

Die Herren Araukaner gehören zu den wenigen Völkern, welche gar keine Religion, oder, wenn man will, nur eine höchst fragmentarische haben.

Sie haben einen guten Geist, Pillan, und einen bösen, Cuecuban, aber beiden erzeigt man keine weitere Verehrung, als daß man bei Trinkgelagen die ersten Tropfen ihnen zu Ehren auf die Erde gießt, und sich bei Flüchen und Verwünschungen des Namens des letztern bedient. Sie besitzen keine Priester, keine Tempel und heiligen Haine.

Trotzdem aber erklärte die bei weitem überwiegende Mehrzahl der geraubten Spanierinnen, bei ihren neu gegründeten Familien bleiben zu wollen, und, ähnlich den Mexikanerinnen, kehrten nur sehr wenige zurück.

Vielleicht ließe sich Mancherlei sagen über diese merkwürdige Anhänglichkeit der Frauen an neu

aquirirte Männer, da aber eine eigentliche Moral kaum daraus zu ziehen ist, wollen wir die Sache auf sich beruhen lassen.

Kehren wir zu Cortez, Donna Marina und ihrem Gemahl Xaramillo zurück.

Selbstverständlich blieb die junge Frau, vorläufig wenigstens, noch im Lager der Spanier, da Xaramillo, ihr Gatte, nicht daran dachte, das Heer zu verlassen, und sie begleitete in der That noch später Cortez auf dem langwierigen und beschwerlichen Feldzuge nach Honduras, bei welchem sie den Spaniern stets noch erhebliche Dienste leistete.

Aber gegenwärtig verließ sie das Standquartier Cortez' und folgte Xaramillo in das dritte Standquartier, welchem der Hauptmann zugetheilt war, und Cortez, dem jetzt die Art und Weise, wie er Beide vereinigt hatte, vielleicht selbst ein wenig zu rasch vorkommen mochte, richtete nach der feierlichen Trauung durch den Pater Bartholomäo einige Worte an sie.

„Ihr wollt uns also jetzt verlassen, Donna Marina," sagte er.

Diese entgegnete:

„Ich bin Euch, edler Herr, gefolgt in tausend Fährlichkeiten, als Euere treue Dienerin, und habe meine Pflicht erfüllt, so gut ich vermochte. Nun

aber befiehlt mir die Pflicht dem Manne zu folgen, welchen Ihr mir gabet."

„Befiehlt es," sagte Cortez mit einem gewissen eigenthümlichen Tone, „befiehlt es Euch nicht auch ein wenig die Liebe?"

„Ja," versetzte die junge Frau, indem sie die Hand Xaramillo's ergriff, „und ich fühle mich unendlich glücklich, daß Pflicht und Liebe mir das Gleiche gebieten!"

Einen Augenblick schien Cortez ein wenig sauer darein zu blicken, dann aber lächelte er freundlich, umarmte die beiden Neuvermählten und entließ sie, indem er versprach, sie demnächst in ihrem Standquartiere zu besuchen.

Als sie sich auf dem Heimwege befanden, sagte Xaramillo:

„Wenn er kommt, ist es schön, kommt er aber nicht, so ist mir es lieber!"

„Verlasse Dich darauf," sagte Donna Marina, schlau lächelnd, „daß er nicht kommt!"

Und sie hatte in der That recht, Cortez stattete keinen Besuch bei den jungen Eheleuten ab, seine Umgebung aber beobachtete in der ersten Zeit nach der Trennung von Donna Marina eine gewisse Verstimmung an ihm, welcher Herr zu werden er vergeblich trachtete.

In Folge dessen sagte Pedro von Alvarado einmal zu einem seiner Freunde:

„Seit Donna Marina, sammt ihrem langen Schatze, Abschied von Cortez genommen, ist er so widerwärtig, wie ich ihn kaum je sah. Aber das ist eine alte Geschichte. Es ist leicht eine Freundin zu erwerben, schwierig sie wieder los zu werden, hat man es aber so weit gebracht, so ist es trotzdem verzweifelt ärgerlich, wenn sie gleichgültig geht, oder, so wie hier, sich bei einem andern Manne eben so gut, oder wohl noch besser zu befinden scheint, als bei uns." — —

Nicht lange Zeit nach dem oben mehrmals angedeuteten Feldzuge nach Honduras endlich, im Jahre 1527, trennte sich Donna Marina vollständig von dem Heere der Spanier.

Xaramillo, ihr Gemahl, hatte während jenes gefährlichen und abenteuerlichen Zuges eine Wunde am linken Oberschenkel erhalten, welche ihm das Gehen und Reiten gleich beschwerlich machte, er erhielt seinen Abschied und gleichzeitig, wie man es damals nannte, „ein Kommende", das heißt ein Landgut, oder eine Besitzung in Neuspanien, welche, mit Bewilligung des Kaisers Carl V., wohl aus dem Doppelgrunde ausgetheilt wurden, einmal um Ver-

dienste der Eroberer zu belohnen, andererseits aber, um die Eroberten so viel als möglich zu kultiviren.

Die Kommende Xaramillo's, ein mittelgroßes Dorf, hatte die reizendste Lage von der Welt:

Sie lag in der Mitte eines breiten, von einem Flusse durchströmten Thales, und in einem der fruchtbarsten Distrikte Neuspaniens.

Die Ebene des Thales, die flachen Hügel, in die, weiter ab vom Flusse, diese Ebene überging, repräsentirten die Fruchtbarkeit und den Wohlstand.

Die steil ansteigenden Felsenberge, die, folgend auf jene Hügel, das Thal begrenzten und, wenn man will, eigentlich die Thalwände bildeten, gaben der Landschaft einen pitoresken, romantischen Anstrich.

Und endlich schloß, in weiter Ferne, ein riesenhafter Kegelberg, andere Berge überragend, die Fernsicht. Bisweilen stiegen, bei Tage, leichte Rauchwolken von seiner Spitze empor, und des Nachts war dann der Himmel, oberhalb des Bergriesen, leicht geröthet. Zu andern Zeiten aber lag er ruhig und stille, und nur sein mit ewigem Schnee bedeckter Gipfel blitzte und funkelte im Lichte der Sonne.

Auf den Ebenen des Thales und den Hügeln dehnten sich weite Maisfelder aus, die dort im

Lande, wie noch heute, das zweihundertfältige Korn ergeben. Beete mit prachtvollen Ananasen lagen dazwischen, Pflanzungen des Tunal, einer Cactusart*), die eine vortreffliche, der Feige ähnliche Frucht hervorbringt.

Dann kamen Felder, bestanden mit dem Maguei, der Agave americana, einer Baum-Aloë, aus welcher man eine Menge von Dingen macht. So aus den Fasern derselben Seile und höchst dauerhafte Tuchgewebe, vortreffliches Papier, auf welchem Montezuma die Bilder malen ließ, die ihn über das Aussehen der neu angekommenen Spanier belehren sollten. Vor Allem aber die Pulque, den Wein der Mexikaner, durch dessen Genuß sie sich, wie andere ehrliche Leute in andern Ländern mit dem ihrigen, in eine höhere geistige Stimmung zu versetzen suchten, was man mit dem vulgären Ausdrucke: „sich berauschen" zu benennen pflegt.

Schlanke Palmen, zu Nutz und Zier, bildeten einzelne reizende Gruppen in Mitte dieser Fruchtfelder. Riesenhaft überragte alles andere Baumvolk der Ceiba-Baum, der eine Art von Baumwolle trägt, über sechszig Fuß hoch wird, und dessen Stamm fünfzehn Männer kaum umklaftern können.

*) Cactus Tuna Linn.

Das und Anderes war der Segen der Felder. In den Gärten aber, in nächster Nähe der Ortschaft, sah man, üppig wuchernd, Bohnen, spanischen Pfeffer, die Tomades oder Liebesäpfel, die eßbare Arummwurzel, die Yam, welche das Mandioccamehl liefert, und Wurzelknollen von funfzig bis achtig Pfunden hat, die Katane oder die süße Kartoffel, und endlich die Banane, die man das Sinnbild der Fruchtbarkeit nennen könnte, da sie jährlich viele Zweige treibt, welche jeder für sich an hundert Früchte trägt.

Diese Früchte verzehrt man, roh und gekocht, in manchfacher Form, und ähnlich wie bei der Maguei, bereitet man ein gegohrenes Getränk aus ihr, macht Polster aus den Fasern des Stammes, und die Riesenblätter der Pflanze benützt man als Tischtuch, um auf denselben ihre Früchte zu verspeisen, und den aus ihr bereiteten Wein zu trinken.

Was endlich das Haus Xaramillo's betraf, so war es selbstverständlich das größte und schönste der Ortschaft.

Wie es bei größeren Gebäuden gebräuchlich, stand es frei und luftig auf einer durch Terrassen gebildeten, künstlichen Erhöhung, und die Außen-

wände desselben waren bis zum Dache mit Gehegen von Rosen bekleidet.*)

Unter solchen Umständen war es in der That kein Wunder zu nennen, daß Xaramillo sich überglücklich fühlte.

Reichlich belohnt fühlte sich der wackere Kriegsknecht für alle überstandene Gefahr, für tausendfältiges Ungemach, und für die zahlreichen Wunden, welche er erhalten hatte, und von denen die letzte ihm eigentlich zu seinem jetzigen Besitze verhalf. Sein Herz strömte von Dankbarkeit über, und er ward nicht müde, die Gerechtigkeitsliebe und verständige Einsicht Seiner Majestät, seines aller-

*) Man hat behauptet, daß Rosen erst später von Europa aus nach Mexiko gebracht worden wären, Bernal Diaz aber sagt ausdrücklich das Gegentheil, da er vom Einzuge seiner Leute in Tlaskala spricht, welcher Einzug zu einer Zeit stattfand, in welcher an eine Einfuhr der Rosen von Europa aus nicht gedacht werden kann. Die Stelle lautet:

„Wie wir in die Stadt einzogen, mochten die Straßen und Söller kaum die Menge von Männern und Frauen fassen, die zum Vorschein kamen, um uns zu sehen. Alle trugen die Freude auf den Gesichtern, und sie brachten einundzwanzig Körbe voll Rosen von verschiedenen Farben und dem besten Wohlgeruche, welche sie dem Cortez und den übrigen Kriegsleuten, die sie für Offiziere hielten, und besonders den Reitern darboten.“

gnädigsten Kaisers und Königs Caroli zu preisen, und kaum weniger den tapferen Cortez, der so edelmüthig für seine Kriegskameraden zu sorgen wußte.

Seine Hausfrau, Donna Marina, setzte seinem Glücke die Krone auf.

Früher hatte er dieselbe für eine süße, aber unerreichbare Frucht gehalten, nun aber erkannte er er sie als eine unschätzbare Perle.

Ganz besonders gefiel er sich darin, den Gutsbesitzer zu spielen.

Im leichten Hauskleide besuchte er die nächstgelegenen, ihm gehörigen Pflanzungen und gab sich den Anschein, seinen Arbeitern und den Sklaven nachzusehen.

Die Wahrheit zu gestehen, verstand der wackere Kriegsknecht freilich nicht die Spur von derlei ländlichen Arbeiten, aber es kam ihm zu Statten, daß dort im Lande die Fruchtpflanzen hundertfältig mehr tragen als in Europa, als selbst im gesegneten Spanien, und daß man zugleich hundertmal weniger Arbeit hat als bei uns.

Man kratzt die Erde ein wenig auf und wirft den Samen auf dieselbe. Die gütige Mutter Natur besorgt das Wachsen, und der Mensch hat später nur die Mühe zu ernten, oder höchstens

vielleicht noch die, in der Zwischenzeit den überschüssigen Blattwuchs zu entfernen, oder des Morgens den süßen Saft der Maguei-Pflanze auszuschöpfen, der sich über Nacht in der Höhlung des Stammes gesammelt hat.

Wenn Xaramillo, wie er es nannte, ging, um seine Leute als Gutsbesitzer zu beaufsichtigen, so blieb er hier und da stehen, betrachtete kurze Zeit das Thun des Einen oder des Andern, und nickte dann, weitergehend, leicht mit dem Haupte, oder schüttelte wohl auch bisweilen, leise und wie mißbilligend, das Haupt. Da aber niemals einer der Beschäftigten irgend wie eine Antwort auf diese seine Zeichensprache gab, so kam er nach und nach auf den Gedanken, recht zu haben in Lob und Tadel, und sagte zu Donna Marina:

„Das Landwirthschafttreiben ist keine Hexerei. Ich habe jetzt den ganzen Rummel schon trefflich los, und ehe ein Jahr vergeht, bin ich der erste Oekonome in ganz Neuspanien.“

Im Garten legte er nicht selten selbst Hand an, wenngleich nur leichte Hand, indem er irgend ein welkes Blatt beseitigte, eine reife Frucht brach und verzehrte, oder eine andere seiner lieben Frau in's Haus brachte.

Auch der Jagd lag unser Xaramillo ob, wie

solches wohlanständig für Kavaliere, welche auf ihren Landgütern wohnen.

In den Wäldern, am Fuße der Felsenberge, gab es einen Hirsch, der dem Virginischen ähnlich, nur mit graderem Geweihe. Zuweit ab aber lagen diese Wälder, und Karamillo jagte daher in der Ebene den Copote, oder Halbwolf, eine Art von Schakal, den Fuchs und das wilde Kaninchen, und auch die Jagd auf die reichlich vorhandenen wilden Truthühner und das Feldhuhn bereitete ihm anfänglich großes Vergnügen.

Später weniger!

Bei längerem Gehen erinnerte ihn sein verwundetes Bein an den erhaltenen Lanzenstich, und daran, daß er ein wenig Invalide geworden war. Dann aber hatte es noch ein Häkchen.

Manchen mißliebigen Indianer, der ihm als Feind gegenüber stand, hatte er früher mit seiner Muskete in den Heidenhimmel befördert. Aber diese Indianer waren groß, und standen.

Die Füchse und Kaninchen aber waren kleine Thiere, und erst nachdem Karamillo dieselben zu jagen begann, wurde es ihm recht auffällig, mit welcher fabelhaften Schnelligkeit sie zu laufen verstanden, so daß ihm das Treffen derselben fast eine Unmöglichkeit erschien.

Noch widerwärtiger fand er die Gewohnheit des Federwildes davon zu fliegen, wenn er sich demselben halbwegs auf Schußweite genähert hatte. Nachdem er also das Treffen der Füchse und Kaninchen für eine halbe Unmöglichkeit erklärt hatte, sagte er, daß die Jagd auf Federvieh ein Blödsinn sei, und daß ein Mann wie er seine Zeit besser verwenden könne, als auf diese langweiligen Thiere zu schießen, welche seine Leute ohnedem durch allerlei Schlauheiten zu berücken und einzufangen verstanden, so daß auf seiner Tafel kein Mangel an denselben war.

Anstatt der zeittödtenden Jagd, gab er, mit Beschaulichkeit und Behagen, sich jetzt einer andern Beschäftigung hin.

Diese Beschäftigung bestand darin, auf der obersten Terrasse vor seinem Hause zu sitzen, den Rücken gedeckt durch die Rosengehege der Hauswände, vor sich aber ein Tischchen, auf welchem frische, süße Maiskuchen und ein Dutzend in Fett geröstete Bananen standen und ferner eine Kanne mit Pulque, um die Maiskuchen hinab zu spülen, und die etwaige üble Wirkung des Fettes zu neutralisiren.

Vergnügten Sinnes blickte er dabei auf die Gegend, welche vor ihm lag, das heißt auf den ihm

angehörigen Theil derselben, ohne sich viel um die übrige, reizende Landschaft zu kümmern, denn der Sinn für landschaftliche Schönheit schien zu jener Zeit noch kaum so ausgebildet wie in unseren Tagen.

Man mochte wohl fühlen, daß eine Gegend schöner als die andere, aber man gab sich keine klare Rechenschaft von diesem Gefühle.

Das Praktische überwog, und vielleicht ist das zum größten Theile noch heute bei der jetzt lebenden Generation der Fall.

Xaramillo aber, seine Gärten, Pflanzungen und Felder überblickend, gestand sich, daß er Glück, viel Glück gehabt habe.

Als ein tapferer und verwegener Mann, aber arm, wie eine Kirchenmaus, war er in dies fremde Land gezogen. Er hatte dem Tode in hundertfältiger Gestalt in's Auge geschaut, und kaum standen seine Wünsche höher, als ein paar Hände voll Gold zu erwerben, und dann den Rest seiner Tage, vor drückenden Sorgen geschützt, hinzubringen.

Statt dessen war er ein vermögender, ja wohl ein reich zu nennender Mann geworden. Vor ihm dehnten sich blühend seine Ländereien aus, im Kasten hatte er Gold, Pulque im Keller, und die Vorrathskammern waren wohlhäbig gefüllt. Er besaß

Sklaven, und die Einwohner der Ortschaft waren, gewissermaßen wenigstens, seine Unterthanen.

Mancher hochmüthige Edelmann in Spanien, dessen Blut nicht edler als das seine, hatte früher hochmüthig auf ihn herabgesehen, weil er ein armer Teufel.

Aber jetzt! Nun, er war jetzt ein Gutsherr, so gut wie Jener, vielleicht ein besserer, weil reicher.

Das Beste aber kömmt zuletzt. Seine Perle, seine Marina, die liebreizend war, und gut und verständig, wie wenig andere Frauen. Er verkannte nicht, welchen kostbaren Schatz er in diesem Weibe besaß, und sie selbst war doppelt glücklich in seinem Glücke.

Was konnte diesem Glücke fehlen?

Nun — die Krankheit, an der fast alles Menschen-Glück laborirt, die Beständigkeit.

Donna Marina, die wackere und kluge Frau, glaubte nach einiger Zeit leichte Wolken auf der Stirne ihres Gemahls zu bemerken, dann sah sie mit Bekümmerniß, daß sie sich nicht getäuscht, daß diese Wolken sich mehrten, und daß sie endlich sich zusammenzogen, nicht zu Unwetter und Sturm, aber zu einem ständig trüben Himmel.

Das trübte auch ihren Himmel, ihr häusliches Glück.

Aber was konnte ihn also verstimmt haben? Was konnte ihm fehlen?

Sie selbst trug nicht die Schuld, hinlänglich zeigte das allein schon sein Benehmen gegen sie. Was aber sonst?

Vorsichtig, wie es dann und wann, wenngleich nicht immer, die Frauen zu machen pflegen, begann sie ihm auf den Zahn zu fühlen, und wieder dann und wann, wenngleich nicht immer, bemerken das die Männer, am häufigsten, wenn der befühlte Zahn hohl.

Xaramillo merkte Nichts, aber er fing jetzt an sich in Klagen zu erschöpfen, in Klagen über eine Menge von Dingen, welche ihm früher das größte Vergnügen bereitet hatten.

„Wie langweilig sind diese Arbeiter und Sklaven," sagte er, „sie reden und deuten nicht, mag ich ihnen jetzt mein Wohlgefallen oder meinen Tadel zu erkennen geben."

Donna Marina dachte:

„Sie merken, daß Du von ihren Arbeiten Nichts verstehst, aber sie wollen Dir nicht widersprechen." Sie schwieg indessen.

„Dann," fuhr Xaramillo fort, „was wächst für Zeug auf diesen Feldern! Dieser Mais, der als Brodfrucht dem Weizen das Wasser nicht reicht, wenn

er gleichwohl die Ferkel fett macht. Die Ananas mit ihrem widerwärtig süßen Geschmacke, der mir schon Uebelkeiten verursacht, wenn ich nur an ihn denke, der Tunal, die verwünschte Cactus-Feige, die mich stets an den fetten Kaziken erinnert, welcher uns die ersten derselben brachte. Die Batate, die sich ihres ekelhaft süßlichen Geschmackes zu schämen scheint, sich deßhalb unter die Erde verkrochen hat, die man aber deßhalb, hier im Lande, dennoch an das Tageslicht zieht, und mit Behagen verzehrt."

„Schiltst Du auch über die Banane," unterbrach ihn seine Hausfrau lächelnd, „über die Banane, die Du, in allen Formen, stets so liebtest?"

„Ja in allen Formen," erwiderte Xaramillo, das ist der wahre Ausdruck. Man genoß sie zuerst roh, und fand, daß sie abscheulich sei, dann versuchte man es sie in Fett geröstet zu essen, und als sie auf diese Art noch schlechter schmeckte, briet man sie in heißer Asche. Wer halb verkohlte Dinge zu speisen liebt, mag das gut finden, ich nicht."

„Nun," sagte Donna Marina, „einer Pflanze läßt Du doch Gerechtigkeit widerfahren. Sicher weiß ich das. Unserem Maguei dessen Wein Du so gerne trinkst!"

Xaramillo gab sich den Anschein, als spucke er aus.

„Wein!“ rief er, „Wein! Das nennst Du Wein? Diese schauderhafte Flüssigkeit, welche nach verdorbenem Käse riecht, und noch abscheulicher schmeckt!“

Nun ist es allerdings richtig, daß der Pulque-Wein einen eigenthümlich, wirklich etwas fauligen Geruch hat, den man aber rasch gewöhnt, und bald kaum mehr bemerkt. Es war aber auch richtig, daß auf dem Tischchen, auf der uns bekannten Terrasse, wo dieses Zwiegespräch stattfand, eine leere Kanne stand, welche Pulque enthalten hatte, den Xaramillo kurz vorher zu sich genommen hatte.

Donna Marina aber that, als bemerkte sie das nicht, um seine schlimme Stimmung nicht noch zu mehren, und in der That fuhr er wirklich fort sich zu beklagen.

„Schon das verwünschte Einerlei,“ sagte er, „vergält mir das Leben. Immer und ewig die alte Geschichte, alle Tage die alte Leier. Dort die Felder mit ihren langweiligen Pflanzen und Früchten, dazwischen Palmen, die gar nicht dorthin gehören, und diese Ceiba-Bäume, die den Boden aussaugen, die Sonne abhalten, und fünfzig Fuß hoch über der Erde ein paar erbärmliche Baumwollen-Kapseln tragen. Das ist was Rechtes für so einen ungeheueren Baum!

„Weiter hinaus aber mag ich gar nicht sehen. Auswendig kenne ich alle diese zackigen Bergspitzen, der Fluß, der einen Tag wie den andern in seinen Krümmungen sich durch das Thal windet, kömmt mir im Traum vor, und der Vulkan ist mir ordentlich verächtlich. Er kann nicht einmal ordentlich Feuer speien, wie die andern Burschen seines Gelichters, sondern stößt blos einen erbärmlichen, dünnen Rauch aus, wie die Schornsteine armer Leute. Und das einen Tag wie den andern, ohne die mindeste Abwechselung!“

Er schwieg, und warf einen eigenthümlichen Blick nach der leeren Pulque-Kanne, und ebenfalls schweigend, und ohne die Miene zu verziehen, ging Donna Marina, die Kanne wieder mit dem gescholtenem Getränke zu füllen.

Dennoch hatte sie bei seinen letzten Worten hoch aufgelauscht, und glaubte die Quelle seiner Unzufriedenheit errathen zu haben.

Seit seiner Jugend hatte Xaramillo ein unstetes, abenteuerliches und umherschweifendes Leben geführt, und leicht erklärlich war es, daß ihm die Bequemlichkeit, welche er jetzt gefunden, unbequem wurde, und daß die stete Ruhe, welche ihm zu Theil geworden, Sehnsucht nach dem früheren bewegten Leben hervorrief.

Das stimmte die brave Frau traurig, denn sie wußte keine Abhülfe.

Gerne wäre sie ihm hinausgefolgt in ein wildes, stürmisches Leben, obgleich sie selbst wenig Sehnsucht nach einem solchen trug, da er aber für den Kriegsdienst untauglich geworden, so war nicht abzusehen, unter welcher Firma sie Beide im Lande umher streunen sollten.

Eine geheime Hoffnung hegte sie aber dennoch. In wenigen Monden sollte sie Mutter werden, und die Erfüllung der Vaterpflichten, die Freude an seinem Kinde, würde vielleicht die Sehnsucht nach seinem früheren Leben mindern.

Xaramillo seinerseits that, ohne sich den mindesten Abscheu merken zu lassen, einen tiefen Zug aus der neu gefüllten Pulque-Kanne, und fuhr dann mit seinen Klagen fort, indem er von landschaftlichen Zuständen auf die Bevölkerung überging.

„Was ist das hier herum für ein Volk," sagte er verdrießlich. „Sie sind getauft und sind Christen, aber, das Gott erbarme! welche Christen! Alle halb Jahre höchstens kömmt einmal ein Priester hierher, die Kapelle, zu welcher wir den alten Heidentempel umgewandelt, steht kalt, und wenn Du mir einen Knaben schenkst, so weiß der Teufel,

wer ihn taufen soll. Nicht einmal einen Richter haben wir hier — —"

„Der bist ja eigentlich Du," unterbrach ihn seine Frau.

„Eigentlich," rief Xaramillo ärgerlich, „eigentlich, freilich, aber ich verstehe den Henker nicht von der ganzen juridischen Schnurrpfeiferei!"

Donna Marina versetzte lachend:

„Und doch weiß ich gewisse Leute, die flehentlich Seine Majestät in Spanien baten, ihnen um Gotteswillen nur keine Juristen herüber nach Neuspanien zu schicken!"

„Das sind alte Geschichten,"*) erwiderte Xaramillo ausweichend, „so viel aber weiß ich, daß man Niemand hier hat, mit dem man umgehen kann. „Dir, meine liebe Marina, begegnen die Frauen entweder mit sklavischer Unterwürfigkeit, oder sie behandeln Dich wie Ihresgleichen, und nennen Dich

*) Donna Marina hatte indessen dennoch recht. Mit einer reichen Sendung von Geschenken und Kostbarkeiten, welche Cortez von Mexiko aus nach Spanien sendete, schickten auch „sämmtliche Eroberer, der Pater von Olmedo und der Schatzmeister Julian von Alderete, ein unterthänigstes Schreiben an den Monarchen," und wörtlich heißt es in diesem:

„Weiter ersuchen wir Seine Majestät, uns ja keine

wohl selbst noch bei Deinem früheren heidnischen Namen: Malintzin.

„Spreche ich aber einen der Männer an, so thun die Einfaltspinsel, als ob sie mich nicht verständen, antworten in ihrem Kauderwälsch, und machen sich so bald als möglich davon. Geht es aber nur halbwegs an, so weichen sie mir aus, gleich einem tollen Hunde."

Donna Marina war überglücklich durch diese Mittheilung.

Sie wußte nun, was ihrem Manne fehlte.

Es war nicht die Ruhe, nicht die Einförmigkeit, welche ihn verdrießlich machte, es war etwas Anderes, und sie eilte dem abzuhelfen.

Der Pater Bartholomäo hatte ihr das Lesen gelehrt, und so viel der edlen Schreibekunst, daß

Rechtsgelehrten zu schicken, indem solche, mit aller ihrer Gelehrsamkeit, nur Prozesse anstiften, Uneinigkeit erregen, und das ganze Land in Verwirrung stürzen würden."

Die bald darauf erfolgte kaiserliche Antwort fand diese Bitte billig und vernünftig, und die betreffende Stelle in dem von Valladolid ausgegangenen Briefe lautet:

„Ferner wurde, für eine bestimmte Zahl von Jahren, allen Rechtsgelehrten die Niederlassung in Neuspanien verboten, damit durch sie keine Reibungen, Prozesse und Kabalen veranlaßt würden."

ihre Krähenfüße mit einigem guten Willen zu entziffern waren, was für eine Frau in jener Zeit Viel zu nennen war.

Sie machte Gebrauch von ihrer Kunstfertigkeit, und am andern Morgen, mit dem Grauen des Tages, war bereits ein treuer und ihr ergebener Sklave auf dem Wege nach Mexiko.

Theils scheltend, theils klagend brachte Xaramillo die nächsten acht Tage zu.

Er schalt über die gerösteten Bananen, und verzehrte dennoch bedeutende Quantitäten derselben, und ganz ähnlich verfuhr er mit dem Pulque.

Am Abende des neunten Tages saß er wie gewöhnlich an seinem Lieblingsplatz auf der Terrasse, und blickte theilnahmlos auf die wunderbare Färbung, welche die bald zur Rüste gehende Sonne dem Thale verlieh.

Ein leichter, röthlicher Hauch schien ausgegossen über dasselbe, aber er störte nicht im Mindesten die Klarheit der Fernsicht, sondern in noch lebhafterem Grün erglänzte die Pflanzenwelt, gold- und purpurfarbig blitzten die Wellen des Flusses, klar und deutlich stiegen die Gipfel der Felsenberge empor, und zeichneten sich mit Schärfe ab am tiefblauen Himmel, und die schneeige Spitze des fernen Vulkanes schien zu erglühen in den Strahlen der

scheidenden Sonne, die blühenden Rosen aber an den Wänden des Hauses erfüllten die Luft mit süßen Wohlgerüchen.

Neben dem verdrossen vor sich hinblickenden Hausherrn aber saß Donna Marina, emsig und mit Geschick die mexikanische Spindel handhabend, wenngleich bisweilen verstohlene Blicke in das Thal werfend.

Aber das geübte Auge ihres wohl zwölf Jahre älteren Herrn war dennoch schärfer als das ihre.

Plötzlich hielt er die Hand über die Augen, und spähte nach dem Theile des Thales, der dem Vulkane entgegengesetzt war.

Immer grüne Wälder stiegen dort von den Bergen fast bis nieder in die Thalebene, und dorthin richtete er seine starren Blicke.

Jetzt aber röthete sich seine Wange, er machte unwillkürlich mit der Rechten eine leichte Bewegung nach der Schwertseite, und rief dann mit fast erstickter Stimme:

„Bei meinem Gewissen" (er pflegte wie Cortez zu schwören), „bei meinem Gewissen! Eine Armada! Bewaffnetes Volk zieht in's Thal!"

Waren es Freunde? Waren es Feinde? Das war ihm vorläufig einerlei. Es waren Menschen,

das heißt Leute, die Schwert und Lanze führten, und nicht Gesindel, wie die im Thale, und daß er nun solche ächte, wirkliche Menschen wieder sehen sollte, machte ihn glücklich. Was sie daher führte, war ihm vorläufig einerlei.

Der kleine Reitertrupp näherte sich jetzt rasch der Ortschaft, und als Donna Marina die Bewegung ihres Gatten sah, pochte ihr Herz in mächtigen, freudigen Schlägen.

„Ich glaube, Juan, wir bekommen Gäste," sagte sie mit bewegter Stimme.

„Wer wird mich in meiner Einsamkeit besuchen!" erwiderte Xaramillo, aber dennoch glaubte er ihr, weil ihm das als ein hohes Glück erschien.

Sie aber hatte gut vermuthen.

Das Briefchen, welches sie mit dem Sklaven nach Mexiko, an einen alten Freund in Cortez' Heer, gesendet hatte, lautete:

„Lieber Herr!

„Ich fürchte, daß die Einsamkeit meinem Eheherrn schlimmes Blut macht. So bitt' ich Euch, um der Wunden Christi Willen, sucht es zu richten, das ein paar von unseren alten Kameraden herreiten mögen und vorlieb nehmen, auf ein paar Tage, mit unserem geringen Hause. Mündlich

will ich Euch eine Menge Dinge erzählen, anjetzto aber muß ich schließen.

Donna Marina."

Postskriptum:

„Sagt meinem Herrn Nichts davon, daß ich Euch geschrieben.

Die Obige."

Die alten Kameraden aber hatten sich nicht zweimal bitten lassen, und die Bewegung ihres Mannes zeigte ihr, daß sie sich nicht geirrt hatte.

Jetzt aber hatten die Herankommenden die Ortschaft erreicht, und da sie ohne Zweifel den auf seiner Terrasse stehenden langen Xaramillo erkannten, schwenkte einer von ihnen sein Taschentuch.

Donna Marina erwiderte den Gruß, Xaramillo aber, mit den Händen winkend, und in der Luft fechtend, rief:

„Herbei und heran! Und vorwärts mit Sant Jago!"

Als aber, wenige Minuten später, die Gäste von ihren Roßen gesprungen waren, sank man sich jubelnd in die Arme, und einer von den Angekommenen sagte:

„Da sind wir nun gekommen, alter Freund und Kamerad, Euch einmal zu beschmausen, und von alten Zeiten zu plaudern. Damit Ihr aber gleich

wisset, wie lange Ihr uns zu füttern habt, so vernehmt: Wir bleiben heute und morgen den Tag über, in der Nacht aber sagen wir Euch Valet, und ziehen wieder heim nach der Stadt, denn länger haben wir nicht Urlaub. Aber ist's Euch genehm, so kommen wir bald wieder."

Freudestrahlend und mit den herzlichsten Worten beantwortete Xaramillo ihre Ansprache, und schloß, indem er sagte:

„Kommt täglich, und bleibt stets hundert Jahre!"

Das war ein wenig stark blumenreich, oder eigentlich, ein wenig stark unsinnig, aber Niemand verargte ihm das, da man sah, daß die Freude seines Herzens gesprochen, und ihm die Worte in den Mund gelegt hatte.

Donna Marina aber war glücklich, wie nicht mehr seit langer Zeit.

Sie hatte die Krankheit ihres lieben Juan erkannt, und zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß dieselbe schon halb geheilt.

Damit der geehrte Leser aber weiß, wer die alten Kameraden Xaramillo's waren, die gekommen ihn zu besuchen, so wollen wir, stets auf historischem Boden stehend, die Namen derselben nennen, nach einem ausführlichen Verzeichnisse, welches unser Diaz, Band IV Kap. VII, unter folgendem Titel giebt:

„Von den tapferen Offizieren und Soldaten, die wir von der Insel Cuba aus mit dem hochherzigen Feld-Obristen, Don Herando Cortez, nachherigem Marques del Valle, unter Segel gegangen.“

Es waren deren fünf, die bei Xaramillo eingeritten waren, und Diaz giebt ihre Namen und Eigenschaften folgendermaßen an:

Juan von Cuellar, ein guter Reitersmann, der die schöne Tochter des Fürsten von Tezcuco (Mexiko) heimgeführt hat, und ruhig auf seinem Bette gestorben ist.

Der Portugiese Magallanes, ein tüchtiger Soldat und ganz vortrefflicher Fußgänger, der später unter den Indianern zu Grunde gegangen ist.

Martin de Palo, ein Neffe des alten Alonso Hernandez de Palo. Noch ein junger Mann, aber ein tüchtiger Schütze.

Pedro Moreno Medraro, hatte sich geraume Zeit in Veracruz niedergelassen, war oft Alkalde im gewöhnlichen Dienste gewesen, und wurde wegen seiner strengen Gerechtigkeit gerühmt. Späterhin zog er nach Puebla, und war ein dem Monarchen höchst ergebener Mann und guter Soldat. Er starb auf seinem Bette.

Endlich: Rodrigo von Castanneda, ein guter Soldat, starb in Spanien.

Es ging, nachdem die Angekommenen, wie erwähnt, auf das Herzlichste begrüßt worden waren, gemüthlich zu im Hause Xaramillo's.

In kurzer Zeit stand ein Imbiß und ein frischer Trunk auf dem Tische, man fragte nach den gegenseitigen Erlebnissen während der Zeit der Trennung, dann nach dem Neuesten aus Mexiko, und endlich frug Xaramillo und Donna Marina nach dem Geschicke anderer alter Kriegskameraden, die theils in Mexiko standen, theils im Lande zerstreut waren.

Allmählig ging der zuerst aufgesetzte Imbiß in das Nachtmahl über, und der Hausherr war im Stillen verwundert und zugleich erfreut über die reichen Vorräthe, welche Donna Marina zur Hand hatte, was aber eigentlich keine besondere Kunst war, da sie schon acht Tage lang sich auf den Besuch gerüstet.

Wie es Sitte zu jener Zeit, belobten die Gäste höchlich das ihnen vorgesetzte „Trakament", und als sie ganz besonders der wilden Truthühner, der Feldhühner und Kaninchen erwähnten, sagte Donna Marina leichthin:

„Es hat derlei genug auf unsere Kommende, und die Leute in der Gegend verstehen sich trefflich darauf all' dieses Wild zu fangen."

Der junge Martin de Palo rieb sich, als er dieses vernahm, mit allen Zeichen des Vergnügens die Hände, ohne sich indessen weiter zu äußern.

Heiter und scherzend sprach man dann von alten und neuen Dingen.

Wie zum Beispiele, während Cortez' Abwesenheit auf dem Zuge nach Honduras, der ungetreue Faktor Gonzalo von Salazar die Gewalt an sich reißen wollte, Cortez Tod bekannt machen, und die Nachricht verbreiten ließ, daß man in einem Hofe der Kirche von Santjago, wo früher der Tempel des Huitzilopochtli gestanden, zu nächtlicher Zeit den Cortez und die Donna Marina im Fegefeuer gesehen habe.

Wie ferner Andere, um sich dem Faktor wohlgefällig zu erzeigen, in den großen Höfen von Tezcuco wiederum Cortez und Donna Marina als böse Geister wandelnd gesehen haben wollten.

Wie abermals selbiger Faktor den Frauen der Männer, die angeblich mit Cortez gefallen sein sollten, befahl für die Seelen ihrer todten Männer zu beten, und dann sofort andere Männer zu heirathen.

Ja wie er sogar eine sichere Juana Mansilla, die Frau Alonso's Valiente, als Hexe durch die Straßen stäupen ließ, weil sie sagte, ihr Mann sei noch am Leben, und er, Cortez und die andern „alten Eroberer", seien ganz andere Kerle, als der Faktor und sein Anhang.

Und wie endlich der schlimme Faktor eingefangen, und in einen hölzernen Käfig gesperrt, die brave Juana Mansilla aber wieder zu Ehren gebracht, indem der Schatzmeister sie hinter sich auf sein Pferd nahm, und, in Begleitung aller Kavaliere, einen feierlichen Umzug mit ihr in Mexiko hielt.

Dann sprach man davon, daß Cortez, dessen erste Frau schon 1522 gestorben war, sich in Spanien wieder verheirathet habe, und endlich, da heute der Pulque den fatalen Käsegeruch gänzlich verloren zu haben schien, trank man wacker, und die Meisten sprachen von Dem, was sie bereits gethan und noch zu thun hofften, und von ihren besonderen Geschicklichkeiten in Diesem und Jenem.

Lustig und guter Dinge, suchten endlich, spät in der Nacht, die Genossen ihr Lager.

Nicht minder heiter bewegte man sich am nächsten Morgen, als Xaramillo seinen Gästen sein Besitzthum zeigte.

Zwar waren nur viere derselben zu Hause, denn

Martin de Palo hatte von einem Aufseher eine Flinte entlehnt, und war in's Feld gegangen, dafür aber gab es mancherlei Scherz unter den Andern.

So zeigte Xaramillo seinen Freunden einen jungen Hengst, der schon in Neuspanien gezüchtet worden war, da warf Juan von Cuellar dem Thier eine Wassertrense über, schwang sich auf das ungesattelte Roß und begann es zu tummeln.

Der Portugiese Magallans aber bot ihm eine Wette, früher als er, zu Fuße ein bestimmtes Ziel zu erreichen, und hätte fast den Sieg davon getragen, da anfänglich der Hengst sich bäumte, und nur schwer zu geradem Lauf zu bringen war.

Mancherlei Scherz und Gelächter gab es da unter den alten Kampfgenossen.

Aber auch Belehrendes fehlte nicht, denn Pedro Moreno Medrano gab Xaramillo mancherlei Anleitung, wie er die Rechtspflege ausüben solle auf seiner Kommende, und nicht minder verständig wußte er mit den Arbeitern in den Pflanzungen zu sprechen, denn auch im Ackerbau und in ländlichen Beschäftigungen war der kluge Mann wohl erfahren.

Allgemeiner Jubel aber erscholl, als gegen die Mittagszeit der junge de Palo heimkehrte mit reicher Jagdbeute.

Er hatte zwei Truthähne geschossen, ein halbes

Dutzend Feldhühner und ein paar Kaninchen, und wußte nicht genug die vortreffliche Jagd zu loben, welche er da gefunden habe.

„Ihr seid zu beneiden, Sennor Xaramillo," sagte er, „um solche Jagdgründe. Das Wild läßt Einen heran auf ein Dutzend Schritte, und thut, als habe es nie schießen gehört, und es ist Euch wahrlich nicht zu verargen, wenn Ihr die Flinte nicht von der Schulter bringt, und tageweise jagen geht."

Gleich höfliche und für den Hausherrn erfreuliche Gespräche würzten das Mittagsmahl und den Nachmittag, und als endlich, gegen Abend, die Gäste Abschied nahmen, um die Frische der Nacht zur Reise zu benützen, versprachen sie bald wieder zu kehren, vorher aber allenthalben in der Stadt zu verkünden, wie glücklich Xaramillo, und wie zufrieden er sei.

Dann sprengten sie hinweg, mit den Taschentüchern winkend, wie bei ihrer Ankunft, und eben so erwiderte Donna Marina den Gruß, und Xaramillo winkte mit den Händen.

Donna Marina aber, die gute und verständige Frau, schwelgte in stillem Glücke.

Sie hatte den Trübsinn ihres Mannes verscheucht, sie hatte ihm liebe, alte Gefährten zugeführt,

und jetzt wollte sie es ihm gestehen, daß sie es gewesen, die ihm solche Freude bereitete.

Einleitend begann sie:

„Nun, Juan, was sagst Du zu unseren Gästen?"

„Ich sage," versetzte Xaramillo, „daß, wenn man einem Esel die Augen verbinden, und die Aufgabe stellen würde, eine gute Gesellschaft zusammen zu finden, er keine langweiligere und widerwärtigere zusammen bringen könnte, als diese, die jetzt dort, in eine Staubwolke gehüllt, Gott sei Dank, zum Teufel reiten!"

Die gute Frau hatte freilich wohl geglaubt, gestern sowohl wie heute, bei dem Gespräche der alten Freunde, bisweilen eine leichte Wolke auf der Stirne ihres Herrn zu bemerken. Das aber hatte sie nicht erwartet, und sie fragte jetzt, heftig erschrocken und bekümmert, weßhalb er also unzufrieden mit seinen alten Kameraden sei.

„Weßhalb?" gab Xaramillo zur Antwort, „Weßhalb? Nun, meine Wunde am Schenkel fällt mir höchst lästig beim Reiten, und erschwert mir selbst das Gehen.

„Dieser Juan von Cuellar aber brüstete sich gestern, fast den ganzen Abend hindurch, mit seinen Reiterkünsten. Heute Morgen tummelt er meinen jungen Hengst, den ich selbst noch nicht einmal

bestiegen, und der spindeldürre Portugiese Magallans läuft wie ein Windhund neben ihm her.

„Soll mich, den halb Gelähmten, das nicht verdrießen.

„Von dem einfältigen Jungen, dem Palo, der Nichts gelernt hat, und Nichts kann, als Hühner und Kaninchen schießen, will ich gar nicht reden. Hat er mir aber nicht fast mit dürren Worten vorgeworfen, daß ich ein Stümper sei im Waidwerke?"

„Du siehst zu schwarz," versetzte Donna Marina, „er lobte einfach unsere Jagd, und war erfreut, weil er gute Beute mit nach Hause brachte."

„Ich kenne diese Gelbschnäbel schon," sagte Xaramillo verdrießlich, „jedenfalls aber konnte auch er Etwas, was ich nicht kann, oder doch nur wenig übte, und es ist klar, daß mich das ärgern muß.

„Der Widerwärtigste von Allen aber ist dieser Pedro Moreno Medrano!

„Haben wir, die alten Eroberer, uns deßhalb die Rechtsgelehrten aus Spanien verbeten, damit hier unsere Soldaten die Winkeladvokaten machen!

„Und ist dieser Kerl, dieser Medrano mehr, als ein spitzbübischer Rechtsverdreher, und dabei ein aufgeblasenes, hochmüthiges Subjekt?

„Hast Du nicht gehört wie er den ganzen Abend

hindurch mir seine Weisheit aufdrang, und wie unverschämt er sich dabei benahm?

„Die Andern machten ihre einfältigen Kunststücke doch wenigstens ohne zu sagen: „„„Seht, das können wir, Ihr aber Ihr versteht das nicht.““

„Er aber belehrte mich, wie ich in streitigen Fällen, unter diesen Halbheiden hier im Orte, Recht sprechen sollte, und begann stets:

„„„Ich weiß, lieber Xaramillo, daß Ihr das nicht versteht, laßt Euch also sagen u. s. w.““ oder:

„„„Jedenfalls wißt Ihr nicht u. s. w.““ oder:

„„„Sicher ist Euch nicht bekannt u. s. w.““ oder:

„„„Da Ihr von dergleichen wenig, oder keine Kenntniß habt, so wird es Euch lieb sein zu vernehmen u. s. w.““

„Den Teufel auch war mir das lieb! ich ärgerte mich über die Unart, mit welcher er begann, und langweilte mich über das langweilige Zeug, welches er mir eintrichtern wollte, und das ich stets schon vergessen hatte, bis er auf's Neue seine Weisheit auskramte, und dabei mußte ich thun, als lausche ich mit der größten Aufmerksamkeit auf sein Geschwätz, und sei ihm zu hoher Dankbarkeit verpflichtet.“

„Gewiß aber meinte er es nicht schlimm,“ sagte Donna Marina begütgend.

„Meinetwegen," rief Xaramillo, „meinetwegen, soviel aber weiß ich, daß er heute Morgen in den Pflanzungen mich fast zur Verzweiflung brachte, indem er den Arbeitern ebenfalls gute Lehren gab, und gerade das Gegentheil von dem zu Markte brachte, was ich ihnen vorher befohlen hatte."

Donna Marina wußte freilich, daß er niemals Befehle ertheilt hatte, sondern, um seine Unkenntniß zu bergen, gar nicht mit den Arbeitern sprach, aber sie schwieg und war froh, als endlich ihr Gatte über den fünften seiner Gäste sich lobend aussprach.

„Der einzige Vernünftige von Allen," sagte Xaramillo, „war dieser Rodrigo von Castanneda, obgleich er, im Grunde genommen, gegen die Andern, nur wenig sprach, und auch auf die Windbeuteleien, die Jene vorbrachten, kaum zu hören schien.

„Was er dagegen sagte war vollständig, und hatte Hand und Fuß. Zum Beispiele:

„„„Lumpenvolk dahier im Lande — Verwünschtes Neuspanien — Hundeleben — Elendige Landschaft — Schlechte Verköstigung — Essen Menschen- und Hundefleisch — Ich wollte, ich wäre zu Hause.""

„Der Mann," fuhr Xaramillo fort, „gewann rasch mein Herz, und ich hätte nur gewünscht mich länger und ungestört mit ihm unterhalten zu können."

Einigermaßen war das ein Trost für Donna

Marina, ihres, im Uebrigen verfehlten Versuches, ihren Gatten aufzuheitern.

Wir wissen nicht, ob sie einen zweiten Boten nach der Hauptstadt zu alten Freunden sendete, auffällig aber blieb es, daß schon nach vierzehn Tagen Rodrigo von Castanneda allein auf der Kommende erschien, und seine früheren Begleiter entschuldigte, weil sie, trotz aller angewendeten Mühe, dennoch keinen Urlaub hätten erhalten können.

Er dagegen kam jetzt öfter, von den Andern war kaum mehr die Rede, dagegen schütteten er und Xaramillo gegenseitig ihre Herzen aus, und es ereignete sich der merkwürdige Fall, daß aus zwei Unzufriedenen, durch tüchtiges Räsonniren, zwei Zufriedene wurden.

Kapitel VII.

Wie Xaramillo Mexiko verläßt und nach Spanien geht, wie es ihm dort ergangen, wie er nach Deutschland zieht, und den Wein daselbst sauer findet. Vom Rathsherrn Romberger, der dem kleinen Rodrigo Rosinen verehrt, und von anderen Dingen mehr.

Im Jahre 1532 finden wir Xaramillo und Donna Marina in einer mittelgroßen deutschen Reichsstadt wieder.

Das wir den alten Kriegskameraden des Cortez nicht mehr in Neuspanien treffen, ist, nach der Stimmung, in welcher wir ihn verließen, freilich denkbar, einigermaßen auffällig erscheint es indessen, daß dies in Deutschland geschieht, und wir wollen die Gründe anzugeben versuchen, weßhalb er Deutschland seinem Vaterlande vorzog.

Xaramillo und sein neu gewonnener Freund Rodigro von Castanneda hatten ihre Unzufriedenheit mit den Zuständen, und ihrem Aufenthalte in Mexiko so oft und so ausführlich besprochen, daß

es beiden endlich selbst zuwider wurde, und sie endlich beschlossen, auf Abhülfe zu sinnen.

Die Ursachen ihrer Mißstimmung waren theils höchst verschiedener Art, theils wieder dieselben.

Was die erstern, die ungleichen, betraf, so kann man vielleicht sagen, daß Xaramillo von seinem guten Glücke zu viel erhalten hatte, und sich in dem ungewohnten Reichthume nicht gut zurecht finden konnte, während Castanneda dagegen behauptete, allzuspärlich behandelt worden zu sein, und sich zurück gesetzt fühlte, abgleich er in Neuspanien wohl zehnmal mehr erworben hatte, als ihm geworden wäre, wenn er in seinem Vaterlande als Soldat gedient haben würde.

Die zweite Ursache ihrer Mißstimmung war das Heimweh, welches sich gründlich Beider bemächtigt hatte, ohne daß sie anfänglich sich dieser schlimmen Krankheit bewußt waren, nachdem dies aber nach und nach der Fall war, erschien ihnen auch die Abhülfe wenig schwer.

„Wir gehn nach unserem schönen Spanien", sagte Xaramillo, „wo man uns mit offenen Armen aufnehmen und mit Ehrenstellen überhäufen wird."

„Und", setzte Castanneda hinzu, „wo man nicht Gefahr läuft, um ein paar Bruchstücke eines Gefäßes von schlechtem Golde, oder um eine Hand

voll elender Goldkörner von dem hiesigen, abscheulichen Heidenvolke geschlachtet und gegessen zu werden."

Es wurden ihnen nicht viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt, um ihre Wünsche durchführen zu können.

Xaramillo erhielt die Erlaubniß, seine Kommende käuflich an einen andern der „alten Eroberer" zu übertragen, der hinlänglich Gold gewonnen hatte, und sich nun zur Ruhe setzen wollte, und, verkaufte Xaramillo gleichwohl ziemlich billig, so konnte er dennoch stets ein hübsches Sümmchen mit nach Spanien nehmen, da er bei früheren Beute-Theilungen nicht zu kurz gekommen war, und auch bei manchfachen anderen Geschäftchen, welche hie und da die alten Eroberer zu machen pflegten, Glück gehabt hatte.

Donna Marina aber war, der vielen Dienste halber, welche sie den Spaniern leistete, bei der Theilung von Kriegesbeute ebenfalls nicht kärglich bedacht worden.

Was aber Rodrigo von Castanneda bedraf, so wurde es ihm leicht, seinen Abschied zu erhalten, da er seine Unzufriedenheit ein wenig allzu oft an den Tag legte.

Nachdem diese Geschäfte in Ordnung gebracht waren, wartete man, bis Donna Marina, welche

Xaramillo mit einem Knaben beschenkt hatte, ohne Gefahr für sich und ihr Kind, die Seereise ertragen konnte, und begab sich hierauf nach Veracruz, um eine Schiffsgelegenheit nach Spanien abzuwarten.

Natürlich kannte Donna Marina die Unzufriedenheit ihres Gemahles, und errieth seinen Entschluß, Mexiko zu verlassen, vielleicht früher, als er ihm selbst klar wurde. Gefragt aber, oder zu Rathe gezogen, wurde sie nicht.

Xaramillo wußte, daß sie ihm folgen würde, wohin es auch ihm einfiele sich zu begeben. Das war auch in der That der Fall, da sie ihm treu und mit Ergebenheit anhing, und auf der anderen Seite der Entschluß, das Land, in welchem sie geboren, zu verlassen, ihr kaum schwer fiel.

Wir sagen absichtlich nicht: ihr Vaterland, denn nach unseren Begriffen war Mexiko für sie schwerlich also zu nennen, wenn man bedenkt, wie sie von den Ihrigen behandelt wurde, und die Stellung der Frauen zu jener Zeit dort im Lande erwägt.

Die Spanier waren ihre Freunde geworden, ihre Landsleute, wenn man also sagen darf, und das Vaterland jener das ihrige.

Noch ein stiller Herzenswunsch lief aber mit unter, welcher ihr die Reise nach Spanien wünschenswerth erscheinen ließ.

Flüchtig erwähnten wir oben, daß sie Cortez einen Knaben geboren hatte, sie hegte und pflegte denselben getreulich in allen Bedrängnissen und Fährlichkeiten, welche sie mit den Spaniern bestand nun aber wußte sie Nichts weiter von demselben, als daß ihn Cortez mit sich nach Spanien genommen hatte.

So war der stille Wunsch ihres Herzens der, dieses Kind noch einmal zu sehen, und, wenn auch zum letzten Male, in ihre Arme schließen zu dürfen.

Wer mag ihr das verargen?

Wir lassen aber nun Xaramillo, Marina mit ihrem Knaben Rodrigo, den Castanneda aus der Taufe gehoben hatte, und diesen Letztern selbst zur See gehen, übergehen die Beschwerden und Fährlichkeiten einer Seereise in jenen Zeiten, und begrüßen die glücklich Angekommenen im reizenden Spanien.

Der Gevatter Castanneda nahm bald Abschied, um sich nach seiner Heimath zu begeben und für eine neue Stellung Sorge zu tragen, Xaramillo aber durchzog mehrere Städte, ohne sich indessen länger, als es eben nöthig aufzuhalten, um so bald als möglich Madrid zu erreichen, wo er Bekannte hatte, und seine Hoffnungen zu verwirklichen glaubte.

Auf Donna Marina machte das Neue, was sie hier sah, freilich Eindruck, jedoch keinen allzu mächtigen.

Neuspanien hatte eben so große Städte, eben so große Gebäude, als sie hier im Mutterlande sah, und vor Ankunft der Spanier waren dort auch alle Verhältnisse geordnet, wenn freilich gleich auf andere Weise als in Spanien.

Sie hatte hier also mehr Neues zu bewundern, als niegesehenes Großartiges anzustaunen, und nur die Pracht der Kirchen und die riesenhaften Kathedralen erfreuten das Herz der frommen Christin, da sie dergleichen nie gesehen und nicht für möglich gehalten hatte.

Weniger bezüglich der Kirchen, als in anderen Dingen, erging es ihrem Gemahle ziemlich ähnlich.

Auch er erfuhr Dinge, die er vorher für vollständig unmöglich gehalten hatte, und es mag wohl Vielen so ergehen, die, nach langer Abwesenheit, in die alte Heimath zurückkehren.

Wem es in der Fremde nicht über alle Begriffe gut geht, oder wer, wir bitten tausendfältig um Entschuldigung, also wer nicht ein ganz vollständig rücksichtsloser Lump ist, hat draußen, im fremden Lande, stets ein wenig Heimweh, stets eine gewisse Sehnsucht nach der Heimath, wenn vielleicht nicht

selten, ohne sich dieses Heimwehes vollständig klar bewußt zu sein.

Vorzugsweise betrifft diese Sehnsucht aber gewisse Zustände, nach denen man sich zurücksehnt, Gewohnheiten, die man draußen entbehren mußte, und theuere Persönlichkeiten, die man verließ.

Aber der Heimgekehrte findet fast Alles anders, als er erwartete.

Die heimischen Zustände, die uns lieb geworden, und auf welche wir draußen, wo es uns schlimm erging, vielleicht in allzu rosigem Lichte zurückblickten, diese Zustände haben sich verändert, und statt ihrer treffen wir vielleicht trefflich nachgeahmte Formen von Dem, was uns das Ausland verleidete.

Den alten, lieben Gewohnheiten nachzuhängen findet sich keine Gelegenheit, die alten, lieben Freunde sind verzogen, weit weg in andere Gegend, oder sie sind gestorben, oder, was fast noch schlimmer, sie sind uns fremd geworden.

Und ziemlich also, vielleicht noch schlimmer, erging es unserem Xaramillo.

Manche seiner Freunde aus früherer Zeit waren in die Ewigkeit gegangen, Andere schienen nur mit Mühe sich seiner zu erinnern, und nur einige arme Teufel weinten Freudenthränen, wenn sie ihm begegneten, weil sie erfahren hatten, daß

er Gold erworben in Neuspanien, und weil vielleicht das Gerücht seinen Reichthum noch vergrößerte.

Mit solchen Freunden war aber Xaramillo nicht gedient.

Angesehene Leute aber, von denen er gehofft hatte, als ein mächtiger Caballero, und als ebenbürtig betrachtet zu werden, sahen ihn über die Schulter an und behandelten ihn als einen Abenteuerer.

Cortez selbst hatte zahlreiche Feinde, und gelang es ihm auch, für seine Person, zu Ehren zu gelangen, so zum Beispiel den Titel eines Marques del Valle zu erhalten, so ließ man seinen Groll desto mehr an seinen Kriegsgefährten aus.

Die Träume also von großer Achtung, von Ansehen und Ehren, in denen er sich gewiegt, wurden zu Nichte, und alle Hoffnung schwand, sie erfüllt zu sehen.

Manche der alten Eroberer, denen es ähnlich ergangen war, kehrten nach Mexiko zurück, das aber verbot ihm sein Stolz, und überdies, was dort beginnen?

Er hatte dort kein Besitzthum mehr, zum Kriegsdienste war er nicht mehr tauglich, so entschloß er sich rasch, bestieg ein Schiff Carls V., welches

nach Flandern ging, und gelangte von dort nach Deutschland.

Und Donna Marina?

Nun, sie folgte ihm mit derselben Ergebenheit, mit welcher sie ihn nach Spanien begleitet hatte, auch nach Deutschland, ohne die mindesten Bedenken, einfach, weil es ihre Pflicht war.

So wenig aber, wie seine Hoffnungen und Wünsche in Erfüllung gingen, war das auch mit den ihrigen der Fall.

Sie erfuhr nur, daß das Kind, welches noch einmal an ihr Herz zu drücken ihr sehnlichster Wunsch war, von Cortez zu dessen noch lebendem Vater gebracht worden war, aber es war ihr nicht möglich dorthin zu gelangen, und kaum auch erhielt sie nähere Nachricht.

Nicht viel besser ergeht es uns selbst.

Wir erfahren nur, daß, als Carl V. eine Flotte nach Algier rüstete, Cortez mit seinen beiden Söhnen, dem Majoratsherrn und ferner Don Martin Cortez, dem Sohne Donna Marina's, ebenfalls Dienste auf dieser Flotte nahm, und reichlich ausgerüstet war mit Soldaten, Dienern und Pferden.

Aber Cortez' Glück war längst von ihm gewichen.

Ein Sturm zerstörte fast die ganze Flotte, und Cortez sammt seinen Söhnen rettete mit genauer Noth das Leben.

Nach mehrfachen Mißhelligkeiten und Unglücken, welche dann später noch Cortez betrafen, starb er endlich, zweiundsechzig Jahre alt, in Castilla de la Cuesta, am zweiten Dezember 1547.

Mehr Glück scheint Donna Marina's Sohn, Don Martin, gehabt zu haben, wenigstens gelangte er später zu der Würde eines Comthur des Santjago-Ordens.

Sehen wir aber nun, nach dieser langen Abschweifung wieder nach Xaramillo.

Wir finden ihn am Fenster eines hübschen Hauses sitzen, und hinab blicken auf den Marktplatz, auf welchem ein geräuschvolles und bewegtes Leben herrschte.

Der wackere Hauptmann schien größer geworden, gegen frühere Zeiten, was aber darin seinen Grund hatte, weil er auffällig hager geworden war, dabei aber seine gerade, soldatische Haltung beibehalten hatte. Indessen war er bedeutend gealtert, Falten und Runzeln zeigten sich auf seinem Antlitze, sein glänzend schwarzes Haupthaar war mit Silberfäden durchzogen, vollständig ergraut war er an den

Schläfen, und sein Bart zeigte eine sonderbar zweifelhafte Farbe.

Man hätte ihn für einen ziemlich starken Fünfziger halten können, obgleich er kaum die Hälfte der vierziger Jahre erreicht hatte.

Was an ihm die Zeit verbrochen hatte, schien sie indessen an seiner Gattin wieder gut machen zu wollen.

Donna Marina, denn wir wollen sie stets noch also nennen, Donna Marina, welche ihr zweiunddreißigstes Jahr begonnen hatte, war stets noch eine wunderhübsche Frau, obgleich die Frauen ihres Volkes rasch altern und häßlich werden, nicht selten selbst häßlich zum Exzeß.

Aber sie war auch glücklich, glücklich in der Liebe zu ihrem Kinde, dem kleinen Rodrigo, und wenn Etwas einen Schatten auf dieses ihr Glück warf, so war es, daß sie Xaramillo nicht so zufrieden sah, als sie es gewünscht hätte.

Er schien zu den Leuten zu gehören, die ein sorgenfreies Leben nicht ertragen können, und Marina mußte sich gestehen, daß sie ihn nie heiter und zufrieden gesehen hatte, als in Mexiko, kämpfend unter Cortez, umgeben von tausend Gefahren, Hunger und Durst leidend, und auf bloßer Erde sein Lager suchend.

Er war unzufrieden auf seiner Kommende und langweilte sich.

In Spanien war er mißvergnügt und ärgerlich.

Im lieben Deutschland aber langweilte und ärgerte er sich gleichzeitig.

Er schalt, in wohlgeheizter Stube, über die rauhe Witterung, während er, auf den Hochgebirgen Mexiko's, Kälte genug ertragen hatte.

Der deutsche Wein war ihm zu sauer, und während er wehmüthig des Rebensaftes seines Vaterlandes gedachte, ließ er nicht selten durchblicken, daß er Sehnsucht nach dem geschmähten Pulque habe.

Am meisten aber molestirte ihn die Sprache, oder eigentlich das Sprechen.

Nur schwer hatte er es so weit gebracht, daß er ein wenig Deutsch radbrechen konnte, und wenn man weiß, wie liebenswürdig und schulmeisterlich unsere Landsleute sind, wenn sie einen Fremden mangelhafte unsere Sprache sprechen hören, so ist es leicht erklärlich, daß er mancherlei Verdrießliches erfuhr.

Donna Marina dagegen, mit ihrem wunderbaren Talente für Sprachen, hatte rasch vollkommen gut Deutsch sprechen, ja selbst schreiben gelernt, und versah jetzt häufig, so wie früher in Mexiko, das Amt einer Dolmetscherin, indem sie gleichzeitig ihm

die Neuigkeiten der Stadt, und von außen her in dieselbe gedrungene Nachrichten erzählte.

Wie es aber häufig der Fall zu sein pflegt, daß nämlich Fremde die Verhältnisse eines Landes, welches sie verhältnißmäßig nur kurze Zeit bewohnen, nicht richtig auffassen, war das auch hier bei unseren beiden Eheleuten der Fall.

Die beiden wichtigsten Ereignisse jener Zeit waren unstreitig die Reformation, welche schon länger begonnen und jetzt bedeutende Fortschritte machte, und der Bauernkrieg, welcher bereits vor mehreren Jahren sein Ende erreicht hatte, von dessen Greueln man aber stets noch sprach.

Aber weder Donna Marina noch ihr Gemahl nahmen besondere Notiz von beiden Dingen.

Was den Bauernkrieg betraf, so stellten ihn Beide in die Reihe der Scharmützel, welche sie in Mexiko mit aufrührischen Indianern bestanden hatten, und waren deßhalb vollständig zufrieden mit den ziemlich energischen Mitteln, welche man angewendet hatte, um die Aufrührer zu Paaren zu treiben.

Die Reformation anlangend, so hatte man Donna Marina, als man sie in Mexiko taufte, gesagt, daß er Nichts gebe, was vortrefflicher sei als das Christenthum, und sie konnte daher nicht recht

begreifen, warum man eine solche vortreffliche Sache verändern, oder noch vortrefflicher machen wolle.

Xaramillo aber machte nicht mehr in Religion.

„Ich habe Heiden genug bekehren helfen," sagte er, „daß ich ein guter Christ bin, kann mir der Teufel selbst nicht wegdisputiren, und wenn sich die Paters streiten, so kann ich Nichts dafür, am Allerwenigsten aber werde ich mich dareinmischen. Sie werden sich schon wieder vertragen."

Freilich fiel, wie die Geschichte zeigt, dieses „Vertragen" nicht besonders glänzend aus, Xaramillo aber hielt an seinem Vorsatze fest, und blieb, die kirchliche Bewegung betreffend, stets auf neutralem Boden.

Jetzt aber erheiterten sich seine Züge, ein Bekannter nahte sich seinem Hause, und der Hauptmann beugte sich grüßend aus dem Fenster, lud den auf der Straße Gehenden durch Winke mit der Hand ein, ihn zu besuchen, und erhob sich dann, um den wirklich Folgeleistenden zu begrüßen.

Der bald hierauf Eintretende, der Rathsherr Romberger, war ein stattlicher Mann, so ziemlich in gleichem Alter wie Xaramillo selbst, aber frischer und jünger aussehend als dieser, und heiter und lebhaft im Kreise seiner Freunde, wenn es ihm vergönnt war, die im Amte und auf der

Straße gebräuchliche ernste und feierliche Miene abzulegen.

Der Rathsherr war einer der Wenigen in der Stadt, mit welchen Xaramillo gerne verkehrte.

Er hatte Reisen gemacht, wenngleich nicht so weite wie jener, er sprach mit Xaramillo vorzugsweise von Dingen, an welchen dieser Antheil nahm, die Hauptursache aber, weßhalb er gerne Umgang mit ihm pflog, war wohl die, daß er auch das schlechteste Deutsch, welches Xaramillo zum Vorscheine brachte, vollkommen gut verstand und bei den abscheulichsten Sprach-Sünden, welche der Hauptmann sich zu Schulden kommen ließ, keine Miene verzog.

So fand er auch jetzt die freundlichste Aufnahme, und bald befanden sich Beide im lebhaftesten Gespräche, aber trotz des Vergnügens welches Xaramillo ersichtlich empfand, seinen Freund bei sich zu sehen, war dennoch eine gewisse Gedrücktheit, oder eine Mißstimmung, in seinem Wesen nicht zu verkennen.

Ohne Umschweife ließ sich Romberger darüber aus:

„Es ist mit Euch nicht, wie es sein sollte," sagte er freundlich, „Ihr sitzt im Fette, habt, was Euer Herz begehren mag, hinter Euch liegen glorreiche Erinnerungen vergangener Tage, vor Euch eine sorgenfreie Zukunft, trotz dem aber seid Ihr offenbar trübe gestimmt und mißvergnügt. Weshalb?"

Xaramillo gab eine verneinde, oder ausweichende Antwort, der Rathsherr aber fuhr fort:

„Ihr könnt das nicht leugnen, und, was das Schlimmste ist, diese Euere Unzufriedenheit scheint sich von Tag zu Tag noch zu vermehren. Aber ich glaube den Grund zu errathen. Ihr sitzt den ganzen Tag zwischen Euren vier Pfählen, fast Nirgends mehr sieht man Euch in der letzten Zeit, Ihr kommt nicht an die frische Luft, und meidet die Menschen, und wer die Menschen flieht, wird ihnen Feind, und endlich sich selbst."

„Mit wem soll ich verkehren?" erwiderte Xaramillo, „nicht Alle sind so gütig wie Ihr, und wenn ich, in Euerer verwünschten Sprache nur ein einziges unrichtiges Wörtchen ausspreche, so lachen sie mir unverschämter Weise in's Angesicht. Das ärgert und verdrießt mich."

Der Rathsherr Romberger war ein offenherziger, und deßhalb wohl ein zuverlässiger Freund. Er lächelte und sagte:

„Es kommen nicht selten wohl ein halbes Dutzend unrichtige Wörtchen bei Euch zum Vorscheine, aber was hat das auf sich? Lasset die einfältigen Menschen lachen, denn offenbar verstehen sie Euch so gut wie ich Euch verstehe, ihr Gelächter deutet nur ihre Ungeschliffenheit an, und wenn

Ihr gar nicht mehr unter die Leute kommt, so lernt Ihr unsere Sprache im Leben nicht."

Der Hauptmann machte Einwendungen, sein Freund aber ließ nicht nach.

Neben der obligaten Herrentrinkstube, welche in jeder Reichsstadt zu finden war, befand sich in der Stadt noch eine zweite, größere Weinstube, in welcher sich an gewissen Wochentagen angesehene Bürger zu versammeln pflegten, ein paar Tropfen Wein zu sich nahmen und kuriose und nützliche Gespräche führten. Dorthin sollte Xaramillo kommen, man wägt hinter der Weinkanne nicht jegliches Wort ab, und noch weniger wird dort die edle Grammatica exerciret.

Stets schien Xaramillo keine rechte Lust zu tragen, Romberger aber sagte:

„Alles Drehen und Wenden hilft Euch nicht, ich hole Euch in den nächsten Tagen ab, und der gelehrte Colerus wird sich herzlich freuen, wieder einmal Spanisch sprechen zu dürfen."

„Spanisch?" rief Xaramillo mit weit geöffneten Augen, „Spanisch? Wer spricht Spanisch hier in der Stadt?"

„Nun Colerus," versetzte der Rathsherr, „unser Colerus, ein hiesiges Stadtkind, der aber nicht nur ein Gelehrter ist, sondern auch ein Soldat, ein

Seefahrer, ein berühmter Reisender, kurz Alles, was Ihr wollt. Schon seit einer Woche ist er hierher zurückgekehrt, da Ihr aber, wie ein Dachs zur Winterzeit, Euren Bau nicht verlaßt, so nimmt es mich nicht Wunder, daß Ihr davon noch Nichts vernommen.

Colerus! Ein Mann, der Spanisch sprach, mit dem er sprechen konnte in den süßen Lauten seiner Muttersprache, der ihm erzählen konnte von den reizenden Gründen seiner Heimath! Er war bereits halb entschlossen, doch fragte er dem Rathsherrn:

„War der Mann in Spanien?“

„Und ob!“ erwiderte dieser. „Ich glaube an die fünf Jahre, und erst gestern unterhielt er uns fast den ganzen Abend hindurch von den Heldenthaten Pizarro's, denn die erfährt man dort in erster Hand.“

Das zog!

Pizarro, der zweite Cortez, machte eben zu jener Zeit ähnliche Geschäfte in Peru, wie der Letztere in Mexiko, und es war leicht erklärlich, daß Xaramillo an den Vorgängen in Peru den lebhaftesten Antheil nahm. Aber bei den Communicationsmitteln jener Zeit kamen selbstverständ-

lich aus so fernem Lande nur spärliche, mangelhafte und höchst verspätete Nachrichten nach Deutschland.

Dieser Colerus indessen mußte in Spanien das Neueste und aus den besten Quellen erfahren haben.

Romberger las in den Blicken des Hauptmannes den Sieg, den er errungen hatte, und sagte einfach:

„Uebermorgen, um die sechste Abendstunde, komme ich Euch abzuholen.“

Und da Xaramillo, wie in Gedanken versunken, nur zustimmend nickte, so war die Sache abgemacht.

Trommeln und Pfeifen ertönten in diesem Augenblicke, und die Stadtsoldaten, denen die Ablösung ihrer Kameraden auf dem Rathhause oblag, zogen mit steifen, gemessenen Schritten daher, und mit wohlgefälligen Blicken sah Xaramillo nieder auf die reisige Schaar, die nicht übel geschult war.

Es war doch wenigstens Etwas, das ihn an alte Zeiten erinnerte.

Dem Rathsherrn fiel aber jetzt bei, daß er, noch vor der zwölften Stunde, ein Geschäft auf dem Rathhause habe, er verabschiedete sich, und versprach übermorgen pünktlich zur Stelle zu sein, um seinen Freund Xaramillo mit dem berühmten Colerus bekannt zu machen, da wir aber sehr

wahrscheinlich dem in Aussicht gestellten vergnüglichen Abende beiwohnen werden, so wollen wir vorher ein wenig sehen, wer dieser Colerus eigentlich war.

Vor Allem, wie der Rathsherr berichtet hatte, ein Stadtkind.

Aber bereits vor fünfzehn oder sechszehn Jahren hatte er, noch als ein junger Mann, die Stadt verlassen, wie ältere Leute wissen wollten, um Mißhelligkeiten mit den Gerichten aus dem Wege zu gehen, war dann eine Zeit lang verschollen, später aber kamen vereinzelte Nachrichten über ihn in die Heimath, und das zwar durch Kaufleute, die zu jener Zeit noch weite Reisen machten, und welche ihm an verschiedenen Orten begegnet sein wollten.

Welche Geschäfte alle er draußen in der weiten Welt betrieben, lag nicht klar vor, sicher aber war, daß er weite Reisen gemacht, die See befahren hatte und längere Zeit Soldat in verschiedenen Diensten war.

Seine Gelehrsamkeit, deren Romberger erwähnte, konnte vielleicht manchmal in Zweifel gezogen werden, doch wußte er gut zu erzählen, noch besser aber den Degen zu führen, wovon er auf dem

städtischen Fechthause schon mehrfache, überzeugende Proben abgelegt hatte.

Heimgekehrt war er, seiner Aussage nach, um sein väterliches Erbe in Empfang zu nehmen, und sein früheres bewegtes Leben mit einem ruhigen zu vertauschen, obgleich seine Art aufzutreten stets noch ein wenig rasch war, und in so ferne mangelhaft erschien gegen das solide und spießbürgerliche Benehmen der alten Reichsstädter, seiner zukünftigen Mitbürger.

Ueber einen großen Theil der alten, widerwärtigen Geschichten endlich, wegen welchen er früher verduftete, war jetzt wohl das Gras gewachsen, über noch kahle Stellen seines Vorlebens aber wollte ihm, wie man sich in die Ohren flüsterte, der Rathsher Romberger hinweg helfen, und war das richtig, so konnte sich die Sache wohl machen, denn der Betreffende war schlau und hatte eine starke Hand im Rathe.

Folgen wir ihm aber jetzt, während Xaramillo mit Vergnügen sich die städtische Soldateska betrachtete, und sehen, welche wichtigen Geschäfte er noch vor der zwölften Stunde abzumachen hatte.

Er eilte nicht allzu hastig nach dem Rathhause, sondern blieb, nachdem er die Thüre von Xaramillo's

Stube hinter sich geschlossen, einige Augenblicke horchend stehen.

Es war ein großes, saalähnliches Gemach, in welchem er sich befand, dessen Wände mit der kunstreichsten Vertäfelung bekleidet waren, welche die erste Renaissance geschaffen hatte. Eine Arbeit, welche die Tischler, die sie fertigten, zu Künstlern stempelte, die man zu jener Zeit hoch schätzte und theuer bezahlte, welche man zweihundert Jahre später duldete, nach weiteren hundert Jahren mit Aexten zerschlug, spaltete und im Ofen verbrannte, um die geschändeten Wände mit nichtswürdigen Papiertapeten zu bekleben, in unserer Zeit aber die Reste derselben, die blödsinniger Zerstörungswuth entgangen, sorgfältig aufsucht und mit theuerem Gelde bezahlt.

Der Rathsherr Romberger schien für die Kunsterzeugnisse, welche seine Zeit geschaffen, keine Augen zu haben, dagegen bessere Ohren, denn er lächelte wohlgefällig, nachdem er einige Zeit hindurch gehorcht hatte, ging dann an der Hauptthüre des Saales vorüber, und blieb einen Augenblick an einer vollständig mit Vertäfelung bedeckten Stelle der Wand stehen.

Dann drückte er, wohlerfahren in dem Hause seines Freundes, auf einen kleinen, hervorstehenden,

aber kaum bemerkbaren Knopf an der Holzverkleidung und trat durch die geheime Thüre, welche sich nun öffnete, in einen zweiten Raum, der seine Ausschmückung unbedingt hundert Jahre früher erhalten hatte, als der Saal, den der Rathsherr so eben verließ.

Es war ein langes, schmales Gelaß, welches sein Licht durch ein einziges Fenster erhielt, das im Rundbogenstyle construirt und mit kleinen, grünlich schillernden, sogenannten Butzenscheiben versehen war. Die Decke bildete ein Kreuzgewölbe, und den unteren Theile der Wände zierten in Wasserfarben ausgeführte Gemälde, welche den ersten Decennien des fünfzehnten Jahrhunderts angehören mochten.

Das Ganze hatte vielleicht früher als Hauskapelle gedient, gegenwärtig aber wurde der schmale Raum einfach als Durchgang benutzt.

Auch ein ungeübtes Ohr hätte jetzt durch die, der geheimen Thüre im Saale gegenüber liegenden Thüre Stimmen, eine Frauen- und eine Kinderstimme, unterscheiden können, und nachdem der Rathsherr leise angepocht hatte, trat er ein.

Donna Marina saß am Fenster des kleinen, und weniger prunkvoll, als der Saal, vertäfelten Gemaches. Sie war mit einer weiblichen Arbeit

beschäftigt, und zu ihren Füßen spielte der kleine, nun vierjährige Rodrigo.

Offenbar erschrocken, oder doch wenigstens unangenehm überrascht blickte die junge Frau auf den Eingetretenen, der dies indessen nicht zu bemerken schien, sich nach der Sitte der Zeit tief verbeugte, und in halb höflichem, halb vertraulichem Tone sagte:

„Ich konnte dieses Haus nicht verlassen, ohne der liebreizendsten der Frauen meine Anhänglichkeit und Verehrung zu bezeigen, und mein Herz an ihrem holdseligen Anblicke zu erlaben!“ *)

„Wo ist mein Mann?“ versetzte Donna Marina.

Unter verschiedenen Umständen wären diese wenigen Worte ebenfalls sehr verschieden auszulegen gewesen.

Zum Beispiele:

„Ist mein Mann nicht zu Hause, weil Ihr mit solcher Sicherheit bei mir eintretet? Oder:

Ihr seid doch sicher, daß mein Mann uns nicht überrascht? Oder:

Ihr seid recht unvorsichtig, hier her zu kommen, da mein Mann noch nicht ausgegangen.

*) Zehnmal schwülstiger pflegte man sich in jener Zeit, und fast noch mehr später, auszudrücken, und das vorzugsweise bei Liebeshändeln und verwandten Dingen.

Das essigsaure Gesicht von Xaramillo's Gattin ließ die Worte etwa übersetzen:

Ihr seid höchst unverschämt, ohne meinen Mann zu mir zu kommen!

Romberger schien aber einen solchen Sinn nicht anzunehmen, sondern antwortete:

„Der tapfere Hauptmann sitzt am Fenster seiner Stube, und bewundert die kriegerische Haltung unserer Stadtsoldaten, welche so eben dort vorüber ziehen."

Es lag ein leiser Anflug von Spott in diesen Worten, und Donna Marina sah den Sprechenden unwillig, und mit in Falten gelegter Stirne an, dieser aber zog eine Düte mit Rosinen und Mandeln aus der Tasche, und reichte dieselbe, mit einigen Schmeichelworten, dem kleinen Rodrigo, indem er gleichzeitig seine blühende Wange streichelte.

Man hat häufig von dem Instinkte der Kinder gesprochen, mit welchem sie sofort feindliche Elemente erkennen sollen. Es ist aber in Wirklichkeit nicht so gefährlich damit.

Ein paar Biskuite, ein Törtchen, ein Stück Kuchen, oder sonst etwas Gebackenes verscheuchen gründlich diesen berühmten Instinkt, und auch bei dem kleinen Rodrigo war das offenbar der Fall, denn er blickte dankbar zu dem Geber auf, und

setzte sich in eine Ecke, um sofort den Inhalt der Düte zu genießen.

Romberger aber trat jetzt näher zu Donna Marina und sagte flüsternd:

„Und wollt Ihr nie aufhören die Grausame gegen mich zu spielen? Wollt Ihr niemals, mit einem einzigen Wörtchen, die glühende Liebe belohnen, welche mein Herz für Euch, schönste der Frauen, empfindet?“

„Und schämt Ihr Euch nicht,“ entgegnete Donna Marina, „schämt Ihr Euch nicht, in Gegenwart dieses unschuldigen Kindes, solche Worte zu mir, zu seiner Mutter, zu sprechen?“

„Das liebe, unschuldige Kind,“ versetzte der Rathsherr, „sitzt dort auf der Diele, kaut Rosinen und knuspert Mandeln, von dem aber was wir sprechen, hört es keine Sylbe.“

„So hört Gott dort oben Euere sündhaften Worte,“ sagte Donna Marina.

Der Rathsherr blickte nach der Decke.

„Möglich,“ sagte er dann, „aber ich hoffe, er wird die reine und glühende Liebe, welche ich für Euch hege, mir nicht schlimm deuten.“

„Aber mein Mann wird es übel deuten,“ er-

widerte die junge Frau, „wenn Ihr mich zwingt, ihm endlich zu klagen, mit welchen schändlichen Anträgen Ihr mich stets verfolgt.“

Die Röthe des Unwillens drang bei diesen Worten auf ihre Wangen, und Romberger verstummte einige Augenblicke, dann sagte er ernsthaft:

„Wißt Ihr was, liebwertheste und schönste Frau, sendet den kleinen Rodrigo, das liebe Kind, zu seinem Vater, damit er hierher kommen möge, wenn er sich satt gesehen an den Herrlichkeiten unseres Marktes.“

Nur mit Mühe konnte Donna Marina ein leises Lächeln bergen, welches sich bei diesen Worten ihres ungebetenen Besuches über ihre Züge stehlen wollte, dann aber sagte sie, mit möglichstem Ernste:

„Wenn ich es genau überlege, edler Herr Romberger, so ist es wohl besser, wenn ich selbst zu meinem Manne gehe, als daß ich den Knaben schicke.“

Sie machte bei diesen Worten Miene sich zu erheben, aber Romberger trat zurück:

„Gebt Euch keine Mühe,“ sagte er, „ich gehe schon, und komme einmal wieder, wenn Ihr bei besserer Laune seid.“

„Stets,“ erwiderte Donna Marina, „werdet Ihr mich gelaunt wie heute finden.“

Der Rathsherr verbeugte sich, und das zwar etwas steifer und förmlicher, als bei seinem Eintritte.

Als er hierauf, durch eine andere Thüre sich entfernend, die Treppe hinab schritt, sagte er zu sich selbst:

„Warte nur, landstreicherische Abenteuerin, und wenn ich nicht zu Dir komme, kömmst Du zu mir!“

Es war nicht möglich, einen anderen Weg zu nehmen, als an dem Fenster vorüber, von welchem aus Xaramillo auf den Markt hinab blickte, und als dieser jetzt den Rathsherrn aus seinem Hause treten sah, rief er ihm verwundert zu:

„Was tausend, theuerer Freund, wo habt Ihr so lange gesteckt?“

„Es hätte mir das Herz abgedrückt,“ gab Romberger zur Antwort, „wenn ich Eueren kleinen Rodrigo nicht wenigstens ein paar Augenblicke hätte sehen können.“

Fast unerhört war es für einen sonst so stolz und würdevolle einherschreitenden Herrn des Rathes, von der Straße aus, wie ein anderes gewöhnliches Menschenkind, hinauf zu einem Fenster zu sprechen, und mit einem Bekannten zu plaudern.

Was thut man aber nicht einem guten Freunde zu lieb, und besonders wenn man be-

absichtigt, in der Folge dessen „Hausfreund“ zu werden?

Den Hauptmann Xaramillo aber überkam es fast wie eine Art von Rührung, und er sagte zu sich selbst:

„Dieser Romberger ist ein guter Mensch, denn wer die Kinder liebt, hat kein schlimmes Herz.“

Kapitel VIII.

Sehr schön zu lesen. Vom berühmten Reisenden Colerus, vom merkwürdigen Thiere Rhinocerus, von stillem Frieden in der Weinstube, und von einem vortrefflichen Degenstoße. Ferner: wie Xaramillo aufgehängt werden soll, und wie das seiner Frau gar nicht gleichgültig, und dann von einer Sache, von welcher Keiner nicht weiß, wie selbige ausgeht.

Der Rathsherr Romberger hatte nicht allein ein gutes Herz, sondern er war auch ein Mann von Wort.

Am bestimmten Tage, und zur festgesetzten Stunde, fand er sich bei Xaramillo ein, diesen in die bereits erwähnte Weinstube abzuholen, und ihn dort mit dem berühmten Colerus bekannt zu machen, und der Rathsherr erkannte auf den ersten Blick, daß die Luft noch rein, das heißt, daß Donna Marina, wohl um Hader zu vermeiden, ihrem Gemahle gewisse Andeutungen noch nicht gemacht habe.

Das stimmte den gutherzigen Romberger fröhlich und heiter, und, sich gemüthlich unterhaltend, schritten Beide der Weinstube zu, welche für ihre Zeit so

elegant eingerichtet war, als heute ein ähnliches Etablissement mit rothen und goldenen Tapeten, einem Sopha und gepolsterten Stühlen, mit Oelfarbendrucken in prachtvollen Goldrahmen, mit glänzende Gasbeleuchtung, vielleicht selbst mit einem Flügel, und (natürlich wieder vielleicht) mit Rothwein, der durch Heidelbeeren gefärbt, mit Weißwein, der ohne Trauben bereitet worden, oder vom Krätzer zur feinsten, reinsten Sorte durch allerlei Essenzen „veredelt" wurde.

Wir finden Xaramillo und den Rathsherrn in einer ziemlich großen, wieder mit braunem Holze vertäfelten Stube. Die geschlossenen Fenster, bestehend aus den bekannten, kleinen runden Scheiben, waren theilweise mit Glasbildern verziert, die reizende, bunte Schatten auf den Estrich warfen, aus welchem der Fußboden bestand, durch die, mit Weinlaub umrankten, geöffneten Fenster aber warf die Abendsonne ihre goldenen Strahlen in die Stube, und gleichzeitig sah man außen die hohen Giebel einiger Häuser, und die schlanken, himmelanstrebenden gothischen Thürme der Hauptkirche in ihrem Lichte erglänzen.

Drinnen aber, in der Stube, treffen wir statt des Sophas rings an den Wänden fortlaufende, kunstreich geschnittene Bänke von dunklem Holze,

und Stühle aus demselben Materiale, wieder mit sauber geschnitzten Lehnen.

Endlich schwere Tische von Eichenholz, welche glänzend blank gescheuert waren, und auf diesen endlich den Wein in mancherlei Gefäßen, wie es eben die Sorte, oder der Geschmack der Gäste mit sich brachte: Grünlich schimmernde Römer, einfach geformte Kelchgläser, deren Leichtigkeit aber auf ihre venetische Abkunft hindeutete, schwere Gläser mit eingeschnittenem Bildwerke, kleinere blaue und graue, reich mit Wappen verzierte Thonkrüge, und endlich vielleicht auch noch ein kleineres, sogenanntes Apostelkrüglein.

Der Rathsherr Romberger hatte eine silberne Deckelkanne vor sich stehen, und mehrere der Gäste, deren Trinkgefäße keine Deckel hatten, bedeckten dieselben mit einem dünn geschnittenen Stücklein Roggenbrodes, welches sie, ehe sie schieden, verspeisten.

Letzteres, damit die Gottesgabe nicht verloren gehe, denn es ist eine alte Geschichte, daß der Teufel unnütz verzetteltes Brod, in einem Säcklein sammelt, und seiner Zeit, bei der großen Abrechnung, auf die Wagschaale zu unseren Sünden legt.

Ersteres aber, damit der edle Weindunst nicht allzu rasch verfliege.

Dennoch aber durchduftete ein würziger Geruch

das Gemach, jener Geruch, den die ächte Weinblume ausströmt, gehört der Wein selbst auch nicht zu den kostbarsten Sorten.

Die, als der Rathsherr und Xaramillo eintraten, bereits anwesenden Gäste bestanden aus angesehenen und anständigen Bürgern, welche hier, vor dem Abendimbiß, in Frieden und Ruhe ihr Töpflein zu sich nahmen, wenig sprachen, noch weniger politisirten, und nachdem Romberger sich eingefunden hatte, erst recht nicht.

Bald darauf erschien auch Colerus, und Romberger machte Beide mit ziemlich kurzen Worten bekannt:

„Herr Colerus, von dem ich Euch bereits erzählte."

„Herr Hauptmann Xaramillo!"

Auch jetzt noch wurde das Gespräch nur wenig belebter.

Es hatte den Anschein, als wollten die beiden, erst neu sich Vorgestellten zuvor ihre geistigen Fühlfäden ausstrecken, um sich gegenseitig' kennen zu lernen.

Die erste Wahrnehmung, welche Xaramillo an dem vielgereisten Colerus machte, war die, daß er in den fremden Landschaften, so er durchzogen, zu-

verläſſig wenigſtens einer deutſchen, althergebrachten Sitte treu geblieben, dem Trinken.

Er trank mit tiefen, langen Zügen, mit erſichtlichem Behagen, und es ſchien ihm auch ſolch' guter, friſcher Trunk gut bekommen zu haben, denn ſeine Wange war voll und geröthet, ſein Körperbau ſtark und kräftig, und obgleich er wohl in gleichem Alter wie Xaramillo ſein mochte, zeigte ſein dunkelblondes Haupthaar und der ſtarke Bart, doch noch nicht ein einziges graues Haar.

Mit der Zahl der Kannen, welche Colerus zu ſich nahm, ſteigerte ſich nun ſeine Geſprächigkeit, und wohlgefällig horchten die anweſenden Bürger den Worten des Vielgereiſten, obgleich ſich die Zahl der Gäſte allmälig minderte, indem geräuſchlos ſich einer und der andere entfernte.

Der größte Theil derſelben aber verſchwand, als der Thürmer vom nächſten Thurme herab die ſiebente Stunde anſchlug, und es gingen die wackeren Männer großentheils mit haſtigen Schritten, da zu Hauſe die Ehefrau mit dem warmen Süpplein wartete, und kalte Suppen und ſcheltende Weiber ſind gar ungeſunde Dinge.

Nur einige arme Teufel, denen Gottes Barmherzigkeit bis jetzt noch keine liebe Frau gegeben, verblieben und horchten mit Aufmerkſamkeit dem

erzählenden Colerus zu, der nun stets lebhafter zu sprechen begann.

Und in der That brachte er Wunderdinge zum Vorscheine.

Auf Elephanten war er geritten, und das wunderbare Thier, Rhinocerus genannt, hatte er eigenhändig erlegt. Selbiges war in Deutschland nimmer gesehen worden, denn Anno 1513 war eines aus dem Lande India nach Portugallien gebracht,*) von dem dortigen Könige Emanuel aber dem Pabste als ein Präsent verehrt worden, ersoff aber elendiglich an der Küste von Genua, weil das Schiff, auf dem es befindlich, scheiterte.

---

*) „Nach Christi geburt, 1513 Jahr, Adi 1. May, hat man dem groß mächtigen König Emanuel von Portugal, gen Lysabona aus Indıa pracht, ein solch lebendig Thier das nennen sie Rhinocerus, das ist hie mit all sein gestalt abconterfeit. Es hat eine farb wie ein gesprenkelte Schildkret, und ist von dicken schalen überlegt sehr fest. Und ist in der gröss als der Helffandt, aber nidrichter von baynen, und sehr wehrhaftig. Es hat ein scharpf stark Horn vorn auf der Nasen, das begunt er zu wetzen, da er bey staynen ist. Das dosig Thier ist, das Helffandt Todt feyndt. Der Helffandt fürcht es fast übel, dann wo es Ihn ankommt so lauft Ihn das Thier mit den Kopf zwischen die forderen bayn, und reyst den Helffandten unten am bauch auf und erwürgt ihn, das mag er sich nit er-

Die Verwunderung der Gäste war eine ungeheuere und ungetheilte, keiner derselben war unbescheiden genug zu fragen, auf welche Weise er ein solches mächtiges Thier gefällt habe, und man fand es ganz in der Ordnung, daß Colerus jetzt von den Tigern und Löwen, welche er zu Dutzenden erlegt hatte, gewissermaßen nur en Bagtelle sprach.

Mancherlei aber mußte der Rathsherr Romberger bereits gehört haben von den Abenteueren des Colerus, denn er unterbrach ihn bisweilen, indem er sagte:

„Erzählt jetzt einmal Das," oder: „Wie war es denn nur gleich da, oder dort?"

Willig erfüllte der Gebetene die Wünsche seines Gönners, und als er jetzt erzählte, wie er bei den

---

wehren. Denn das Thier ist also gewapnet, das ihm der Helffandt nichts thun kann. Sie sagen auch, daß der Rhinocerus schnell freydig und Listig sey."

Also ist die Beschreibung des „Rhinocerus", wie sie 1515 Albrecht Dürer auf einem, jetzt sehr seltenen, Holzschnitte giebt. Die Zeichnung des Blattes ist indessen unrichtig, und sicher hat Dürer das Thier niemals gesehen. Wir aber wagten, die Worte des großen Meisters anzuführen, da wir die Ueberzeugung haben, daß sich unsere geehrten Leser nicht minder für die damalige Ansicht über „den Rhinocerus" interessiren, als die Zuhörer des Colerus.

Menschenfressern gewesen, und nicht undeutlich durchblicken ließ, daß er „mitgehalten" bei ihren Gastmahlen, schüttelten sich die Anwesenden aus Abscheu und Entsetzen. Xaramillo aber lächelte wohlgefällig, um anzudeuten, daß dergleichen Verköstigung ihm nichts Neues, und daß er da wohl auch ein Wort mit darein sprechen könne, obgleich das nicht recht thunlich schien, da Colerus' Redefluß ein unerschöpflicher war.

Ohne Zweifel aber erinnerte sich jetzt Romberger, daß er dem Hauptmanne versprochen hatte, ihm Neuigkeiten von den Unternehmungen Pizarro's hören zu lassen, und er sagte deßhalb jetzt zu Colerus:

„Könnt Ihr uns Nichts erzählen von den Eroberungen, welche Francisko Pizarro in dem neu entdeckten Lande Peru gemacht hat? Ihr kommt ja doch direkt aus Spanien!"

Xaramillo aber schlug zwei Fliegen mit einer Klappe, denn er bat in spanischer Sprache Colerus um das Gleiche, in der Hoffnung, daß dieser ihm also antworten werde, und ihm, auf solche Art, das doppelte Vergnügen werden würde, von Pizarro zu hören, dessen Thaten so viele Aehnlichkeit mit denen seines alten Feldherrn Cortez hatten, und seine Muttersprache zu hören und sprechen zu dürfen.

Bereitwillig ging Colerus auf Beides ein, und

nun wurde es erst recht traulich und gemüthlich in der Weinstube.

Längst war es draußen dunkel geworden, aber in der milden Nacht hatte man das Fenster nicht geschlossen, und nun blickte, zwischen den beiden Thürmen der Kirche hindurch, der Mond friedlich durch das geöffnete Fenster in die Stube zu den Zechenden, ließ die geschlossenen Scheiben wunderbar erglänzen und funkeln, und war nicht neidisch auf das mehr rauchende als strahlende Licht der Oellampe, welche zwischen den gefüllten Gläsern der friedlich Trinkenden stand.

Friede, Friede also allenthalben, draußen in der Natur, und drinnen, in der Stube, bei den guten Menschen, die sich so freundschaftlich besprachen.

Denn jetzt begann Colerus von Pizarro zu erzählen, der es vom Schweinehüten bis zur Stellung eines der berühmtesten Feldherrn gebracht.

Wie er als Soldat die Kriege auf Cuba und Hispaniola mit gefochten, mit Ojeda nach dem Meerbusen von Darien gezogen sei, und Balbona, auf seinem Zuge durch den Isthmus der Südsee, begleitet habe, und dann, schon Offizier geworden, sich mit Diego von Almayro nach Panama begeben habe.

Dann erzählte er, daß Zwistigkeiten ausgebrochen

zwischen Pizarro und den anderen Anführern, und daß er endlich, obgleich mit geringen Mitteln versehen, es dennoch möglich zu machen wußte nach Spanien zu reisen, und bis zu Carl V. zu dringen, von dem er die Erlaubniß Peru zu erobern, und gleichzeitig den Titel eines General-Kapitäns erhielt.

„Er," sagte Colerus, „der nicht schreiben, nicht lesen konnte, und nur durch heldenmüthige Thatkraft, Ausdauer und ein bewunderungswürdiges Talent es so weit bringen konnte."

Dann sprach Colerus weiter von Streifzügen, welche Pizarro mit seinen drei Brüdern an der Westküste von Südamerika unternommen hatte, und schloß endlich mit seiner Landung in der Bai von San-Matteo, welche er mit drei Schiffen und 148 Soldaten und 37 Reitern zu Stande brachte.

Freilich war manche von diesen und anderen Dingen, die Colerus zum Besten gab, bereits vor mehreren Jahren geschehen, doch aber war Xaramillo Vielerlei neu, er lauschte den Worten des Erzählers mit gespannter Aufmerksamkeit, und während er seiner eigenen Eroberungs-Züge in Neuspanien gedachte, ging ihm das Herz auf, und mit behaglichen Zügen genoß er den sonst geschmähten deutschen

Wein. Dann aber, und als Colerus eine Pause machte, begann er von seinen Erlebnissen in Mexiko zu sprechen, und erwähnte, fast mit einem Anfluge von Rührung, seines alten Feldherrn Cortez.

Colerus schwieg, nachdem Xaramillo geendet hatte, einige Augenblicke, dann verzog er mit einem fast spöttischen Ausdrucke seine Miene, und sagte geringschätzig:

„Ihr hängt ja recht an diesem Marques del Valle!"

Offenbar beachtete der Hauptmann den Ton nicht, in welchem diese Worte gesprochen wurden, denn eifrig, aber gutmüthig erwiderte er:

„Freilich, freilich, er führte uns ja zu Kampf und Sieg, und war unser Aller Wohlthäter!"

„Ja, das verstand er," entgegnete Colerus, „und warum sollte kein Bröcklein für die Hunde abfallen, wenn der Herr satt ist."

Xaramillo glaubte nicht recht verstanden zu haben, und blickte fragend nach dem Sprechenden.

„Nun," sagte dieser, „seid Ihr so hart von Begriff? Ich meine, daß dieser Euer berühmter Cortez den Kaiser wacker bestahl und betrog, und wenn seine Taschen voll waren, Euch, den sogenannten Eroberern, den Rest hinwarf. Denkt nur an die

noche triste,*) in welcher Ihr sammt und sonders so wacker Fersengeld geben mußtet."

Xaramillo traute seinen Ohren nicht, diese Veränderung im Benehmen des vorher noch so höflichen Colerus war allzu plötzlich.

Er blickte nach Romberger, aber dessen Platz war leer.

Der edle Rathsherr hatte sich unbemerkt zu entfernen gewußt.

„Herr!" rief jetzt Xaramillo, „was fällt Euch ein! Wie mögt Ihr also sprechen, mir gegenüber?"

„Euch gegenüber," versetzte Colerus verächtlich, „Euch! Ich hörte in Spanien von noch ganz anderen Dingen sprechen, die sie Euch, dem räuberischen Abenteuerer sagten!"

Der Zweikampf war zu jener Zeit noch nicht in die geregelten Formen gebracht, wie das später geschah, und deßhalb ereignete sich nun Folgendes:

Xaramillo führte mit Blitzesschnelle einen schallenden Schlag nach der Wange des ihm gegenüber sitzenden Colerus, und sprang dann eben so behende auf, den Degen ziehend, und in Fechterstellung den

*) Allerdings warfen die Feinde des Cortez demselben mehrfach einigermaßen ungerechte Theilungen vor. Was in dieser Beziehung in der noche triste geschah, ist vielleicht noch am meisten zu rechtfertigen.

Angriff seines Gegners zu erwarten, welcher auch im nächsten Augenblick erfolgte.

Es war eine, für den Zweikampf wenigstens, heute zu Tage verschollene Fechtweise, in welcher man sich jenesmal schlug, nämlich auf Hieb und Stoß zugleich, aber trotz der großen Proben seiner Geschicklichkeit in eben dieser Fechtart, welche Colerus auf dem städtischen Fechthause abgelegt hatte, gelang es ihm dennoch nicht, seinem Gegner nur die kleinste Schramme beizubringen.

Es setzte überhaupt gar keine kleinen Schrammen, sondern nach einer kurzen Anzahl von gewechselten Hieben und Stößen saß der Degen des langen, mageren Hauptmanns Xaramillo tief in der Brust des aus der Fremde in seine Vaterstadt heimgekehrten Colerus.

Der Stoß war vollkommen regelrecht geführt, gut gemeint, und der Getroffene stürzte, mit schwerem Falle, nieder auf den Estrich.

Was die noch anwesenden Junggesellen betraf, welche nicht zur Suppe nach Hause gegangen waren, so verstand keiner derselben ein Wort Spanisch. Sie waren indessen geblieben, vielleicht eben weil es ihnen Vergnügen machte, so lebhaft in der ihnen fremden Sprache sprechen zu hören, vielleicht weil sie hofften, daß man später wieder Deutsch sprechen

werde, vielleicht aber auch, weil sie einmal angefangen hatten zu trinken, und weil man nicht so rasch wieder aufgeben soll, was man einmal begonnen.

Unter allen Umständen aber hatte Keiner von ihnen eine Sylbe von dem beginnenden Wortwechsel verstanden, und vielleicht war nur Einem oder dem Anderen der veränderte Ton der Stimme auffällig, mit welchem die letzten Worte gesprochen wurden.

Mehr Klarheit kam in die Sache, nachdem die Degen blitzten, da aber dergleichen Vorfälle nicht allzu selten, so erhob man keinen unnöthigen Lärmen, sondern machte sich nach Kräften nützlich.

Einer nahm die Lampe vom Tische, und hielt sie in die Höhe, um den Fechtenden zu leuchten, die Andern stellten rasch die Stühle zu Seite, um Raum zu schaffen für den Kampf, und dann verfolgte man mit Aufmerksamkeit dessen Verlauf.

Als aber Colerus zu Boden gestürzt war, wischte Xaramillo den blutigen Degen am Aermel seines Wamses rein, und steckte ihn in die Scheide, dann legte er ein Goldstück auf den Tisch, und verließ hierauf langsamen Schrittes und stolz, wie man den Spanier zu lieben pflegt, die Stube, und Niemand machte Miene ihm Etwas in den Weg zu legen.

Später freilich!

Ehe wir aber dem Verlaufe unserer Geschichte folgen, müssen wir bekennen, daß es uns nicht genau bekannt, ob Romberger das Zusammentreffen Colerus und Xaramillo's in böslicher Absicht herbei führte, um etwa Xaramillo für einige Zeit, oder vielleicht selbst für immer zu entfernen, und daß wir ferner nicht einmal wissen, ob er Colerus den Auftrag gab mit Xaramillo anzubinden, oder ob dieser vielleicht ohnedem die liebenswürdige Eigenschaft besaß, Streit zu beginnen, wenn er seinen Mantel zu tief in das Blut der Rebe getaucht hatte.

Nachdem aber das Unglück einmal geschehen, benahm er sich so aufrichtig und zuverlässig, wie solches einem ächten Hausfreunde wohlanständig.

Wir finden ihn einige Tage nach dem so schlimm ausgegangenen Raufhandel in Xaramillo's Hause, bei Donna Marina, und wie es den Anschein hatte, war dieser Besuch nicht der erste nach dem unglücklichen Vorfalle.

Belauschen wir ein wenig das Gespräche der Beiden, welches indessen bereits einige Zeit begonnen hatte.

„Wenn Ihr wirklich so lebhaften Antheil an meinem Geschicke nehmt," sagte Donna Marina,

„so beweist es durch die That. Wirkt günstig für meinen Mann, gebt ihm die Freiheit wieder!“

Romberger zog die Schulter:

„Das steht nicht in meiner Macht.“

„Es ist schändlich,“ rief Donna Marina, „abscheulich, was konnte er anders thun als den Degen ziehen gegen jenen Mann, der ihn mit Vorbedacht reizte, und ihm die empörendsten Beleidigungen in's Antlitz schleuderte?“

Der Rathsherr machte eine Miene des Bedauerns.

„Leider,“ sagte er, „haben wir hiefür einzig die Aussage des Thäters, denn ich selbst, nicht gewohnt bis tief in die Nacht zu zechen, hatte längst die Weinstube verlassen, von den noch Anwesenden aber verstand Keiner ein Wort Spanisch.“

„Oh,“ rief Donna Marina, „sie werden doch wahrlich am Tone der Stimme unterschieden haben, von Wem der Streit ausging!“

„Ja,“ entgegnete Romberger trocken, „einstimmig sagten sie aus, daß Euer Mann plötzlich Colerus einen Backenstreich versetzte, dann aufsprang und zuerst den Degen zog.“

Das war allerdings richtig, man sah nur die Folgen der Beleidigung, diese selbst aber hörte, oder

verstand keiner der noch übrigen Gäste, und Donna Marina sah es wohl selbst ein.

„Rettet, helft meinem Manne," rief sie jetzt in Verzweiflung, „er soll, er darf nicht sterben."

„Es geht nicht so rasch," erwiderte der Rathsherr mit außerordentlicher Gelassenheit. „Heute früh rief Gott der Herr den armen Colerus zu sich in sein Himmelreich, übermorgen wird er dem Schoße der Erde zurückgegeben, und ehe drei Tage verflossen sind nach dem Begräbnisse des Erschlagenen hängt man, in hiesiger Stadt, keinen Todtschläger. Man hat Beispiele, daß Hinrichtungen selbst noch längere Zeit aufgeschoben wurden."

Die Unterwürfigkeit der Indianerin erwachte in der armen Frau.

Sie warf sich nieder auf die Erde, umschlang die Knieen des Rathsherrn, und wiederholte flehend und seufzend ihre Bitte.

„Ich bin nicht Herr über Leben und Tod," sagte Romberger.

„Verhelft ihm zur Flucht," rief Donna Marina unter Thränen, und stets seine Kniee umfassend.

Sie war in der That ein reizendes Weib, und wie es schien, verschönerte der Kummer und die Aufregung, in welcher sie sich befand, die Unglückliche noch in den Augen Rombergers.

Er sah mit sonderbaren Blicken nieder auf die Jammernde:

„Flucht," sagte er dann, „Flucht! und wenn ich es möglich machen könnte, was ist der Preis?"

Donna Marina sprang auf, glücklich, freudestrahlend, dann sagte sie mit gedämpfter Stimme:

„Wir sind nicht arm, Sennor, ich habe Juwelen und Gold, Alles, Alles soll Euer sein, wenn Ihr meine Bitte erfüllt, wenn Ihr ihn rettet, nur Eines nicht," setzte sie zögernd hinzu.

„Was ist das?" fragte neugierig der Rathsherr.

„Ein wenig werthvoller Dolch," entgegnete Donna Marina, „den ich aber hoch halte, weil ich — weil er ein Andenken an mir theuere Personen in meinem Vaterlande ist."

„Behaltet Euer Juwelen," versetzte jetzt Romberger mit fast verächtlichem Tone, „behaltet Euer Gold und Eueren Dolch, denn ich will nur Euch!"

Die arme Frau rang weinend die Hände, aber so wie sie vorhin, als sie ihm Schätze anbot, flüsternd gesprochen hatte, sprach auch er jetzt, mit gedämpfter Stimme, schmeichelnde und schlimme Worte.

„Hört mich an," sagte er, „und seid vernünftig. Ihr wißt, daß ich Euch liebe, und Ihr hättet es errathen müssen, hätte ich es Euch auch nicht wohl schon hundertmal gesagt.

„Ihr wißt auch, daß ich nicht arm bin, unbeweibt, und ein angesehener Mann hier in der Stadt. Werdet mein Weib, und überlaßt jenen spanischen Mörder seinem Sicksale. Man hat ihn, ich weiß das aus guter Quelle, Euch zum Manne gegeben, ohne Euch zu fragen, wohl bindet nur die Pflicht und nicht die Liebe Euch an ihn, verlaßt ihn jetzt, ohne ihn zu fragen, und gehört mir an, der ich Euch liebe und anbete."

Dunkle Gluth färbte die Wangen Donna Marina's, aber sie bezwang sich und schüttelte nur schweigend und verneinend das Haupt.

Kämpfte sie vielleicht mit sich selbst?

Romberger hielt das für nicht vollständig unmöglich. Sein Antrag war reell, ungeheuer reell, zwar gewissermaßen ein wenig perfid, aber man muß, will man seine Zwecke erreichen, nicht alle Dinge allzu genau nehmen.

Nach kurzem Ueberlegen machte er ihr nun einen Vorschlag, der zwar etwas weniger reell war, immer aber seine guten Seiten zu haben schien.

„Wenn Euer Herz," sagte er, „wirklich so außerordentlich an jenem langen, hageren Menschen hängt, so ließe es sich vielleicht einrichten, die Hinrichtung zu verzögern, und ihn endlich entwischen zu lassen.

„Aber ich gebe, als Euer treuester Freund, Euch

zu bedenken, welche Beschwerlichkeiten und Gefahren Euch bevorstehen, wenn Ihr ihn auf seiner Flucht begleiten wollt.

„Wenn es also, wie ich nicht zweifle, gelingt ihn fliehen zu lassen, so laßt Ihr ihn ziehen, und bleibt so lange hier, bis er Euch Nachricht zukommen läßt, daß er geborgen, bis dorthin aber und von dem Tage an, in welchem er aus dem Kerker entkommen — — seid Ihr meine liebe, gute Marina, die nicht mehr so spröde, wie bisher."

Donna Marina blickte nach dem Rathsherrn, mit Augen, wie sie ihn noch niemals angesehen.

„Ist es wirklich Euer Ernst, mich zu Euerer ehelichen Hausfrau zu machen?" sagte sie dann mit einem Tone ihrer Stimme, der dem Rathsherrn das Herz erpochen ließ.

Endlich! Nun ja, diese berühmte Tugendheldin war wie die andern Weiber auch, nur vielleicht ein wenig mehr eigensinnig als viele der anderen!

Aber er bezwang den Sturm, welcher in seinem Innern tobte, und erwiderte sanft und zärtlich:

„Und Ihr konntet Zweifel hegen, Marina?"

Sie senkte einen Augenblick die Augen zu Boden, dann sagte sie kokett:

„Ihr Männer seid blind mit offenen Augen! Doch aber bin ich keine so leichte Beute, und stelle

meine Bedingungen. Ihr müßt mir zehn Tage Bedenkzeit gewähren, und während dieser Zeit dürft Ihr mich nicht besuchen, damit ich ungestört meinen Gedanken nachhängen kann.

„Dann soll Karamillo, der arme Teufel, nicht sterben, wenigstens nicht vor diesen zehn Tagen, und dann könnt Ihr ihn vielleicht doch wohl entwischen lassen. Er wird schwerlich Lust haben, wiederzukehren.“

„Und dann?“ sagte Romberger.

Sie erwiederte Nichts, aber Purpurgluth färbte ihre Wangen, während sie ihm schweigend die Hand reichte.

Er verstand.

„Einen Kuß,“ sagte er, indem er die Arme ausbreitete, „einen Kuß, er möge unsern Pakt besiegeln.“

Sie gab keine Antwort, aber sie ließ es geschehen, daß er sie umarmte und küßte.

Warum denn das nicht!

Dann drängte sie ihn, mit sogenannter sanfter Gewalt, von sich und bat ihn, sie nun zu verlassen.

„Unsere zehn Tage beginnen mit dieser Stunde,“ sagte sie mit reizendem Lächeln.

Er ging, und da er, wie alle Richter und ver-

wandte Persönlichkeiten, die Menschen kannte, speciell aber, wegen manchfacher Praxis, auch die Frauen, so führte er jetzt folgendes Selbstgespräch:

„Sie sind Alle aus einem Teige geknetet, von der Apfel beißenden Stammmutter an, bis auf diese Marina. Hängt man den rechten Köder an die Angel, fängt man sie Alle.

„Mein Köder war diesmal mein Eheversprechen, und wer weiß, was ich thue, denn Vermögen ist da, das ist sicher.

„Was die zehn Tage Bedenkzeit betrifft, so ist das nichts weiter als ein Kniff, um mich noch verliebter zu machen, und eine rechtschaffene und geriebene Heuchlerin ist sie auch, denn das Rothwerden hat sie am Schnürchen. Wir kennen Dergleichen.

„Das Einzige, wobei ich mich ein wenig blamirt habe, ist, daß ich ihre versteckten Liebeswinke bisher nicht bemerkte, denn es muß so sein, da sie sagte, wir Männer seien blind bei offenen Augen. Gott soll mich aber strafen, wenn ich zwischen den Grobheiten, die sie mir stets machte, irgend etwas Zärtliches herausfand.

„Geradezu unverschämt ist es aber von ihr, daß sie mir ihren lieben Xaramillo fast bedingungslos zur Disposition stellte, ob ich ihn hängen, oder davon laufen lassen will.

„„Sterben soll er nicht, wenigstens nicht vor diesen zehn Tagen!““ Wenigstens! wie schamlos! Wiederum sind sie aber Alle so. Haben sie einen anderen Liebhaber, so wünschen sie den vorigen zu allen Teufeln.“

Und während der Rathsherr Romberger jetzt seinen Weg fortsetzte, überlegte er bei sich, was das Zweckmäßigste bezüglich Xaramillo's nach Verlauf der zehn Tage wäre, Hängen oder Laufenlassen, und mehr und mehr räthlich erschien ihm das Erstere. — —

Unter den wenigen näheren Bekannten, mit welchen Donna Marina in der Stadt verkehrte, war ihr die Wittwe eines, in Wien während der Belagerung Suleimans, gefallenen Offiziers zur wahren Freundin geworden.

Auch diese Frau, Barbara Sellner geheißen, hatte ein bewegtes Leben geführt, und sowohl manche Aehnlichkeit in ihren Schicksalen, als auch gleiche Gesinnung verband innig beide Frauen.

Lebhafter noch als früher gestaltete sich in den ersten Tagen der von Marina ausbedungenen Prüfungszeit dieser Verkehr, und wurde dem Anscheine nach großentheils vermittelt durch Walpurgis, die Dienerin Marina's.

Das Mädchen sprach mit ihrem Kober bei der

Freundin ihrer Herrin ein, wenn sie des Morgens ausging, um häusliche Bedürfnisse einzukaufen, und huschte eben so dorthin, wenn die Dämmerung sich niedergesenkt hatte auf die Straßen der Stadt.

Kaum fiel das irgend Jemand auf, und das um so weniger, indem Niemand wissen konnte, daß der Kober der Magd stets gefüllt in das Haus der Sellner gebracht, leer aber nach Hause zurück getragen wurde.

Am Abende des vierten der verhängnißvollen Tage führte Walpurgis selbst den kleinen Rodrigo zu der Sellner, und der Knabe wurde vorläufig in ein verstecktes Hinterstübchen gebracht, um dort, weiß Gott aus welchen Gründen, gewissermaßen versteckt zu werden.

Mehr erklärlich war der Grund, weßhalb seine Mutter das unschuldige Kind von sich gab.

Die Zeit nahte heran, in welcher sie „lieb und gut" gegen den Rathsherrn Romberger sein sollte, und alle Welt weiß, wie höchst hinderlich die liebe Unschuld ist, wenn verständige und erwachsene Personen beabsichtigen, sich lieb und gut zu sein.

Die kleinen Würmer, ob ächte, oder imitirte Stiefkinderchen, es bleibt sich das gleich, weichen und wanken nicht, sie passen auf, mit einer Aufmerksamkeit, die einer bessern Sache würdig wäre,

und ihr Mittheilungstrieb, vulgo das Lallen der kindlichen Unschuld, hat später schon manchem Manne und mancher Frau höchst widerwärtige Verdrießlichkeiten bereitet.

Unnöthig ist es, dies weiter zu entwickeln, wie gesagt, aller Welt ist das bekannt, und da Donna Marina ohne Zweifel auch ihre Erfahrungen hatte, so entfernte sie, Rombergers wegen, ihren kleinen Liebling.

Was uns betrifft, so wissen wir das bestimmt, Romberger selbst hatte keine Ahnung von dieser Vorsicht Marina's, und sicher wäre er entzückt gewesen über ihre kluge Fürsorge, aber Marina wollte ihm eine Ueberraschung bereiten, was sie ungemein liebte.

Weniger entzückt wäre aber vielleicht der Rathsherr gewesen, wenn er erfahren hätte, daß Marina, während für ihn ihr Haus geschlossen war, dennoch männliche Besuche erhielt, und das sogar zu nachtschlafender Zeit.

Ja, die Besuche, welche sich bei der Strohwittwe einfanden, konnten fast eine Gesellschaft genannt werden, denn nach Einbruch der Nacht, desselben vierten Tages, an welchem der kleine Rodrigo zu Frau Sellner gebracht wurde, finden wir, neben

Walpurgis, der Gürtelmagd Marina's, noch vier Männer in der Stube der Letzteren versammelt.

Es waren vier ziemlich verdächtig aussehende Kerle, Herren, wie man heute zu sagen liebt, welche sich indessen äußerst höflich und unterwürfig gegen die Frau des Hauses bezeigten, und welche wir sofort dem geehrten Leser vorstellen, uns dabei indessen nur ihrer Vornamen bedienen wollen, da für unsere Zwecke nur diese nöthig.

Wir beginnen mit Hans, einem gedienten Soldaten, der sich indessen in das Privatleben zurückgezogen, und aus seinen früheren Kriegsfahrten mancherlei nützliche Kunstgriffe und artige Praktiken mit in das bürgerliche Leben genommen hatte.

Der Zweite nannte sich Heinrich, war aber unter dem Namen „der krumme Heiner" bekannt, obgleich er ein vollkommen gerade gewachsener, robuster Bursche war. Seiner eigenen Aussage nach war sein Gewissen rein, und auf dem Rücken trug er ein Brandmaal, welches man ihm in einer fremden, fernen Landschaft aufgebrannt hatte. Das Wappen der Stadt indessen, in welcher ihm das geschehen, war vollständig unkenntlich, und da sein Charakter bescheiden und anspruchslos war, machte er wenig Wesen von der Sache, und bedeckte das Maal stets mit seiner Jacke.

Gewissermaßen Contraband in der Stadt war Georg, der Dritte, da er früher auf der Grenze gestäupt und des Landes verwiesen war. Der wohlthätige Schleier der Nacht gestattete ihm aber, für heute wenigstens, diesen Bann zu brechen, und zugleich mit seinen früheren guten Freunden bei Donna Marina sich einzufinden.

Der Letzte der Gesellschaft war Mathias, ein Fleischerknecht und der Bruder Walpurgis'. Er war weder gebrandmarkt, noch gestäupt und des Landes verwiesen worden, und eigentlich ein solides und langweiliges Subjekt, was schon daraus hervorging, daß er, ehe sich die drei vorher Genannten eingefunden hatten, zu seiner Schwester sagte:

„Ich hätte mich gar nicht darauf eingelassen, die drei Strolche zusammen zu trommeln, wenn Deine Frau nicht so herzensgut wäre, und Dir versprochen hätte, ihr Lebenlang Dich bei sich zu behalten."

Das Gespräch, welches unter den Anwesenden, bevor wir sie dem geehrten Leser vorstellten, stattgefunden hatte, geht mit ziemlicher Klarheit aus den Worten hervor, welche jetzt Donna Marina an die vier Männer richtete. Sie reichte jedem derselben eine gute Anzahl von Goldstücken, und sagte:

„Das Doppelte erhaltet Ihr noch heute, wenn Ihr meinen lieben Herrn Xaramillo gesund und wohlbehalten an den Kreuzweg bringt, wo die Maria-Eiche steht.“

Wir schalten hier ein, daß Romberger dies schöne Geld ebenfalls hätte verdienen können, wäre sein Gewissen, als städtischer Beamter, nicht allzu strenge gewesen.

Donna Marina aber fuhr fort:

„Da Ihr aber sagtet, daß Euerer Drei hinreichen würden, meinen Herrn frei zu machen, so nehme ich Mathias mit mir, und erwarte Euch, mit ihm und den Pferden, bei der Maria-Eiche. Gedenket des Lohnes, der Euerer wartet, vergießt aber kein unnöthiges Blut!“

„Dem Knechte des Eisenmeisters wird kein Haar gekrümmt, erwiderte Georg, denn er hält zu uns, und hilft Euerem Herrn aus dem Loche. Wenn aber der Eisenmeister einfältig genug ist aufzuwachen, so werde ich ihm zum ewigen Schlafe verhelfen, denn er steht noch von früher her auf meinem Kerbholze.“

Donna Marina zog die Schulter, nickte aber bejahend mit dem Haupte. Sie hatte, als Soldatenfrau, so viele Leute todt machen sehen, daß es ihr auf diesen einen Eisenmeister auch nicht

besonders ankam, da es galt, ihren Mann vom Galgen zu retten.

Die Männer entfernten sich nun, Mathias, um die bereits vor die Stadt gebrachten Pferde bereit zu halten, bis Donna Marina nachkommen würde, die andern Drei, um zu rechter Zeit ans Werk zu gehen.

Was die Aufgabe der treuen Walpurgis betraf, so war sie einfach die folgende:

Sie sollte sich und den kleinen Rodrigo so lange im Hause der Sellner versteckt halten, bis Xaramillo und Donna Marina irgendwo einen sicheren Unterschlupf gefunden haben würden, und dann, nach gesendeter Botschaft, mit dem Knaben, und den ebenfalls bei der Sellner geborgenen Juwelen und dem Golde ihrer Herrschaft, sich bei dieser einfinden.

Es war aber nicht nöthig, ihr diese ihr zugetheilte Rolle nochmals zu wiederholen, da sie vollständig mit derselben vertraut war, sie beschäftigte sich daher jetzt nur damit, ihrer Herrin behülflich zu sein, männliche Kleidung anzulegen, und dann verließen sie Beide still und schweigend das Haus und schlugen draußen, sich trennend, verschiedene Wege ein.

Es erhellt aus diesen zuletzt erzählten Vorgän-

gen zur Genüge, daß Donna Marina mit ihren Versprechungen den Rathsherrn Romberger ein wenig an der Nase herum geführt hatte.

Ob indessen ihr keckes Unternehmen gelang, ob sie ihren lieben Herrn wohlbehalten am Kreuzwege traf, und so weiter, kann einmal der beliebten „Spannung" wegen, und auch anderer Dinge halber, hier nicht erzählt werden.

Der liebe und geehrte Leser wird aber das, und noch außerordentlich viel schönere Sachen, im zweiten Bande finden, weshalb wir ihn dringend bitten, denselben sofort aus der Leihbibliothek holen zu lassen.

Ende des ersten Bandes

August Preuß in Cöthen.

106770